



Leben und Dienst der Priester

Studientagung der Österreichischen Bischofskonferenz 1985

Leben und Dienst der Priester

Die Referate der Studientagung der Österreichischen Bischofskonferenz
vom 23. bis 25. Oktober 1985 in St. Georgen am Längsee

Eine Dokumentation des kirchlichen Instituts Canisiuswerk

Inhalt	
Vorwort	3
UNIV.-PROF. P. DR. CHRISTOPH SCHÖNBORN OP, FRIBOURG Auf die Zeichen der Zeit hören	6
Das Konzil über Kirche und Priester	
PFARRER BALTHASAR SIEBERER, ST. JOHANN IM PONGAU Wie geht es einem Pfarrer heute?	21
MSGR. DR. HERBERT THOMANN, GRAZ Die Situation der Priester	28
KARDINAL DR. FRANZ KÖNIG, WIEN Spiritualität	34
Die geistlichen Quellen, aus denen Priester leben für sich und andere	
DIÖZESANBISCHOF DR. EGON KAPPELLARI, GURK-KLAGENFURT Der persönliche Lebensstil des Priesters	40
DIÖZESANBISCHOF DR. JOHANN WEBER, GRAZ-SECKAU Für eine Pastoral des ruhigen Herzens (vgl. Joh 14,27)	45
WEIHBISCHOF JAKOB MAYR, SALZBURG Impulse aus den Arbeitskreisen	52
P. DR. JOSEF SUDBRACK SJ, MÜNCHEN Vom Vorrang des geistlichen Lebens	54
Unser Priestersein	

Vorwort

"Leben und Dienst der Priester" war das Thema der Studientagung der Österreichischen Bischofskonferenz, die vom 23. bis 25. Oktober 1985 in St. Georgen am Längsee stattfand. Während sich "St. Georgen I" im Herbst 1982 vor allem mit der Theologie des Amtes beschäftigt hatte, ging es bei "St. Georgen II" in erster Linie um die Frage: Wie können Priester in ihrem persönlichen Leben die immer größer werdenden Aufgaben bewältigen?

Entlastung war das Ziel. Dabei war von Anfang an klar, dass dies nicht durch Prioritätenlisten, perfekte Einsatzpläne, Zauberformeln für Pastoralmethoden oder raffinierten Einsatz von Personal zu erreichen ist. Wie die Gründe für die Belastung, die hemmt und Freude nimmt, vielschichtig sind, so braucht es auch zur Überwindung der Bedrückung einerseits das Überdenken aller genannten Mittel, andererseits aber eine immer wieder neu zu erringende innerste Einstellung, die man mit dem Wort Spiritualität bezeichnen könnte.

Ein Pfarrer erzählte, wie es einem Pfarrer heute geht. Ein Diözesanvisitator schilderte die Situation der Priester aus seiner Sicht. Drei Bischöfe legten ihre Vorstellungen über priesterliche Spiritualität, über persönlichen Lebensstil und über pastorale Arbeit dar. Ein Dogmatiker deutete Texte vor allem aus "Lumen Gentium", wie der Priester seine Last abgeben kann. In einer weiten Schau über die 'Situation unserer Zeit und die Entwicklung der Kirche fasste der Schriftleiter einer spirituellen Zeitschrift in konzentrischen Kreisen alles auf die Mitte hin zusammen.

Wir hoffen, dass die Referate, dass aber auch die gemeinsamen Gottesdienste und die vielen brüderlichen Gespräche eine Hilfe bieten konnten. Diese Gespräche gehen weiter. In der Bischofskonferenz werden die Ergebnisse der Arbeitskreise behandelt. Es gibt natürlich keine Patentlösungen, Richtungen aber zeichnen sich ab, Richtungen, in denen wir weitergehen können. Im Namen der Kommission für Priesterfragen, die die Tagung vorbereitete, danke ich vor allem den Referenten:

Univ.-Prof. P. Dr. Christoph Schönborn OP, Fribourg
Pfarrer Balthasar Sieberer, St. Johann im Pongau
Msgr. Dr. Herbert Thomann, Diözesanvisitator in Graz
Kardinal Dr. Franz König, Alterzbischof von Wien
Bischof Dr. Egon Kapellari, Gurk-Klagenfurt
Bischof Dr. Johann Weber, Graz-Seckau
P. Dr. Josef Sudbrack SJ, München

Dem Canisiuswerk gebührt Dank für die organisatorische Begleitung und finanzielle Hilfe besonders für unsere Gäste. Im Haus fühlten wir uns wieder wohl: Wir danken der Leitung und allen Angestellten und Mitarbeitern.

Ein besonderer Dank gebührt Regens Prälat Gottfried Lafer von Graz mit seinem Team für die Gestaltung der Gottesdienste. Wir danken auch dem Pressereferenten der Erzdiözese Salzburg, Mag. Josef Bruckmoser, für seine Mitarbeit.

Im Namen der Kommission für Priesterfragen
+ Jakob Mayr Weihbischof

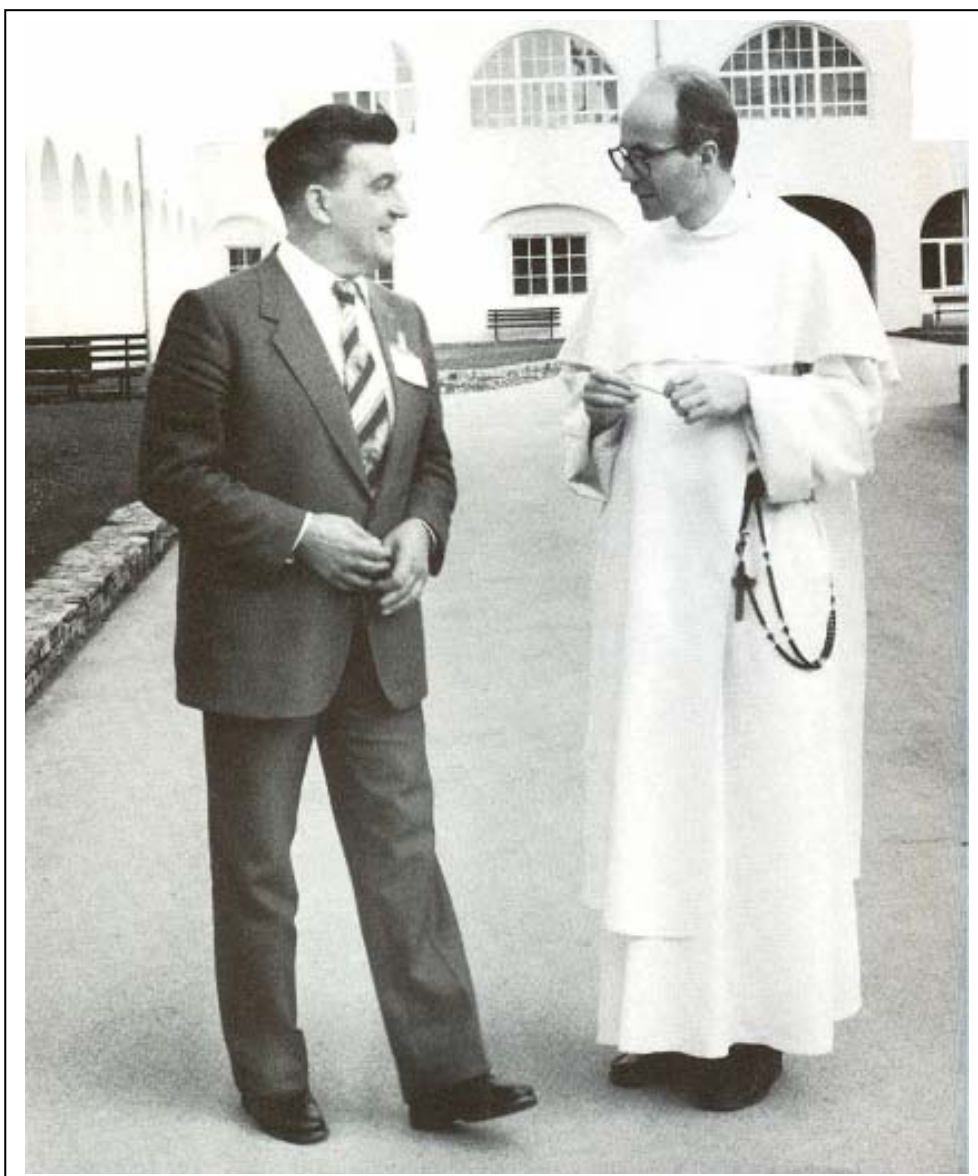
Titelbild:
Das Pfingstereignis. Miniatur aus dem Perikopenbuch des Kustos Perthold, 1060/80, Erzabtei St. Peter, Salzburg; heute Pierpont Morgan Library, New York



*Zwölf Bischöfe und 100 Priester nahmen an der Studientagung in St. Georgen am Längsee teil. Im Bild v. l. n. r.:
Erzbischof Dr. Karl Berg, Salzburg, Kardinal Dr. Franz König, Wien, Diözesanbischof Dr. Bruno Wechner, Feldkirch,
Diözesanbischof Dr. Stefan László, Eisenstadt, und Diözesanbischof Dr. Egon Kapellari, Gurk-Klagenfurt.*

Impressum:

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Kirchliches Institut Canisiuswerk, Stephansplatz 6, 1010 Wien. Redaktion: Weihbischof Jakob Mayr, Kommission für Priesterfragen der Österreichischen Bischofskonferenz, Kapitelplatz 2, 5010 Salzburg. SW-Fotos: J. Bruckmoser. Hersteller: Druckhaus Nonntal, Petersbrunnstraße 15-17, 5020 Salzburg.



In sieben Referaten wurde die Situation der Priester zwanzig Jahre nach dem Konzil beleuchtet. Den Eröffnungsvortrag hielt Univ.-Prof. P. Dr. Christoph Schönborn OP, Fribourg (im Bild rechts). Über den Vorrang des geistlichen Lebens sprach zum Abschluss der dreitägigen Veranstaltung P. Dr. Josef Sudbrack SJ, München (links)

Christoph Schönborn

Auf die Zeichen der Zeit hören
Das Konzil über Kirche und Priester

Cum timore et tremore wage ich es, vor Ihnen das Wort zu ergreifen, denn was das Leben und den Dienst der Priester heute und morgen betrifft, gibt es zweifellos unter Ihnen viel Erfahrenere, Weisere und Heiligere. Und was die Theologie des Priestertums betrifft, ist es sicher nicht anders.¹ Wenn ich trotzdem die Einladung angenommen habe, so in der Hoffnung, dass Sie mein "gesammeltes Nichtwissen" im Gespräch ergänzen und korrigieren werden, sodass vielleicht zuletzt ein gemeinsames Hören auf das, was der Hl. Geist uns heute sagen will, herauskommt. Meine Ausführungen verstehe ich als einen Versuch, auf "das Rufen des Geistes und der Braut" (Offb 22,17) zu hören.

Freilich, das Ganze ist recht bescheiden und fragmentarisch ausgefallen. Beim Versuch des "Hörens auf die Zeichen der Zeit" sind mir drei Signale besonders aufgefallen, die Nöte aber auch Chancen signalisieren und zu denen ich jeweils einen Aspekt der Lehre des Konzils als richtungweisende Antwort heranziehe. Ein erstes Signal: gibt es überhaupt ein besonderes, eigenes, unterscheidbares "Leben und Dienen der Priester"? Eine solche Aussonderung einer eigenen Berufung, eines eigenen Dienstes der Priester wird heute vielfach verneint. Die Antwort des Konzils auf diese Herausforderung sehe ich vor allem in dem, was es über die "hierarchische Verfassung der Kirche" (Lumen Gentium III) gesagt hat und wie es diese in die Mitte der Gemeinschaft der Kirche einbettet. Mein erster Punkt wird daher lauten: "Ungeliebtes Anderssein - oder: Hierarchie und Gemeinschaft".

Das zweite Signal kommt - eng mit dem ersten verbunden aus der Überforderung des Priesters heute, die ich aber in Verbindung mit einer parallelen Unterforderung sehe. Leben und Dienst des Priesters vom Sakrament her zu verstehen, wird der Antwortversuch sein: genauerhin wird es um die Frage gehen, warum Lumen Gentium (LG) zwischen gemeinsamem Priestertum und Dienstpriestertum einen Wesensunterschied macht. Titel dieses zweiten Teiles wird daher sein: "Überfordert - unterfordert: Sakramentales Priestertum". Die dritte Not sehe ich in einer gewissen "eschatologischen Amnesie": wir haben zu sehr vergessen, dass das Volk Gottes des Neuen Bundes wesentlich bestimmt ist von seiner Ausrichtung auf den kommenden Herrn, dass wir pilgerndes Gottesvolk sind, und dass daher das kirchliche Amt von dieser eschatologischen Spannung her bestimmt ist: Der Priester ist "Eschatologe": Das 2. Vatikanum betont diese Dimension der Kirche stark (besonders in LG VII), aber wir haben es wohl noch zu wenig realisiert.

Das Hören auf diese Nöte und das Diagnostizieren von gewissen Defiziten soll nicht ein Klagen bleiben, sondern ein wenig mithelfen, dass wir wieder unser Leben und Dienen als Priester stärker aus den Quellen speisen, aus denen bei aller Not auch die Freude dieser Berufung wächst. So hoffe ich, ein klein wenig "Diener eurer Freude" zu sein.

"Ungeliebtes Anderssein" – Hierarchie und Gemeinschaft

Von "Leben und Dienst der Priester" zu sprechen, setzt voraus, dass es ein Spezifikum des Priesters gibt, das dann auch sein Leben und seinen Dienst bestimmt. Mit diesem Spezifikum hat nicht nur die Theologie heute ihre Not, es wird vor allem durch ein allgemein weit verbreitetes Vorverständnis praktisch in Frage gestellt, was oft viel tiefgreifender wirkt und auch die theologischen Stellungnahmen mitbestimmt. Ich versuche, dieses Vorverständnis im weitesten Sinne zu kennzeichnen als "Krise des Andersseins" genauerhin, als Unfähigkeit zum "hierarchischen Denken"²

¹ Es geht hier nicht darum, eine vollständige Theologie des priesterlichen Dienstes zu entfalten. G. Greshake hat dies meisterhaft in seinem Buch "Priestersein", Freiburg 1982, getan, das in seiner Substanz auf die Vorträge bei der 1. Priestertagung der Österreichischen Bischofskonferenz zurückgeht. Ich kann seine Ausführungen deshalb voraussetzen.

² Der Begriff "hierarchisch", "Hierarchie" wird hier vorerst in einem weiteren Sinne gebraucht, etwa in dem Sinne, wie wir von "Hierarchie der Wahrheiten", "Hierarchie der Werte" sprechen

Sie kennen alle die endlosen Debatten über die Frage, ob denn nicht alle Christen gleich seien, warum es einen besonderen Stand der Kleriker, der Geistlichen, der Priester gebe, geben dürfe. Fragen historischer Art verstärken ein latentes Unbehagen: ist der Eigen-Stand der Priester wirklich biblisch begründet? Fing es mit der Kirche in Wirklichkeit nicht ganz anders an, mit einer charismatisch-ungebundenen Gemeinschaft von Gleichgesinnten und Gleichberechtigten? War die Ausprägung einer bestimmten Gruppe, der das Recht der Leitung zukommt, nicht einfach die Ausprägung einer Klassenstruktur in der Kirche, wobei dann die theologische Begründung des Amtes nur den nachträglichen ideologischen Überbau zur Verschleierung von konkreten Herrschaftsinteressen darstellte?

Solche Anfragen werden heute in Theologiekreisen formuliert und von den Massenmedien weltweit simplifiziert und verstärkt unter das Publikum gebracht. Die Erfahrung zeigt, dass hier eine rein deduktive theologische Argumentation ebensowenig hilft wie die besorgte Frage des guten Kaiser Ferdinand an Metternich angesichts der das Wiener Burgtor bedrängenden Revolutionäre: "Ja derfen's denn des?" Jede rein innertheologische Argumentation kann und wird auch dem Ideologieverdacht ausgesetzt werden. Argumentiert die Theologie hier von der überlieferten Lehre her (selbst unter Einbeziehung des II. Vatikanums), so werden manche darin nur eine Bestätigung des vom Klassenstandpunkt geprägten Bewusstseins der Hierarchie sehen.

Aber auch eine bloß historische Argumentation hilft hier erstaunlicherweise nicht weiter. Selbst wenn historisch sorgfältig aufgewiesen wird, dass zwischen der nachapostolischen Amtsstruktur der frühen Kirche und den neutestamentlichen Ansätzen der Amtsentwicklung deutliche Verbindungslinien bestehen, bleibt immer noch genügend Spielraum, um andere historische Schlüsse zu ziehen. Es genügt, hier auf die Amtsauffassung der Pastoralbriefe hinzuweisen, um zu zeigen, dass die historischen Argumente alleine nicht ausreichen. Denn die Frage, ob die Entwicklung von den apostolischen Gemeinden zur Gemeindestruktur der Pastoralbriefe und von dieser weiter zum "monarchischen Episkopat" der Ignatiusbriefe eine legitime Entwicklung ist, ist nicht mehr eine historische, sondern bereits eine theologische Ansichtssache. Ist z. B. die Entwicklung des dreifachen Amtes (Episkopat, Presbyterat, Diakonat) die legitime und verbindliche, also auch bleibend gültige Entwicklung der Apostelnachfolge? Das II. Vatikanum lehrt so (vgl. LG 28). Aber solche Legitimität ist historisch alleine nicht ausweisbar. Sie wird daher immer wieder mit historischen Argumenten in Frage gestellt werden, wobei auch diese Infragestellung von einem bestimmten Vorverständnis geprägt sein wird (etwa von einem protestantischen Schrift- und Kirchenverständnis aus).

Mit welchem Gewicht das jeweilige "Vorverständnis" auf dieser Diskussion lastet (meist als unbewusste, aber umso wirksamere Vorgabe), wird extrem deutlich an der Debatte um die Ordination von Frauen. Der Ausschluss der Frau vom kirchlichen Amt wirkt wie eine unerträgliche Provokation in einer Zeit, die Gleichheit in allem fordert. Das Beharren auf der Ausschließlichkeit der Ordination von Männern wird als Perennierung einer patriarchalischen Ordnung verurteilt, die Argumente aus der Tradition oder aus der sakramentalen Symbolik (Priester als Repräsentant Christi) werden als Verschleierung männlicher Herrschaftsansprüche abgelehnt. Es fehlt nicht an Stimmen, die der Kirche hier sogar Verletzung der Menschenrechte ("gleiches Recht für alle"), Diskriminierung und Missachtung der Menschenwürde vorwerfen.

In diesem Kontext und in diesem Klima ist eine nur theologische oder nur historische Argumentation bodenlos. Die Frage, ob es ein eigenes, besonderes Leben und Wirken des Priesters gibt, entscheidet sich heute weitgehend im Vorfeld, im "Vorverständnis", von dem aus unsere Frage angegangen wird. Ich bezeichnete dieses Vorverständnis eingangs als "Krise des Andersseins". Ich glaube, dass diese Krise sehr tief reicht, weite Felder unseres Bewusstseins und noch mehr unseres Unbewusstseins prägt. Das augenfälligste Symptom dieser Krise ist die weltweite "Vereinleerung" aller Lebensbereiche unter dem Einfluss der technischen Massenzivilisation. Es ist müßig, sich darüber zu verbreiten. Es genügt die Erinnerung an unsere eigene Kinderzeit, mag sie 20, 40 oder 60 Jahre zurückliegen: was in den letzten 30 Jahren an Nivellierung von Unterschieden geschehen

ist, ist in der Menschheitsgeschichte wohl analogielos. Die Bedrohung, dass dieses technisch-gleichgeschaltete Einerlei in eine allgemeine Katastrophe umschlagen könnte, bringt viele Menschen heute dazu, nach Anderem auszuschaun, Alternativen zu suchen. Solche Versuche bleiben freilich weithin noch minoritär, sie zeigen aber an, dass der "Mut zum Anderssein " wieder an Boden gewinnt.

Kreisen wir unser Thema etwas genauer ein in zwei konzentrischen Kreisen, die uns zur Mitte unserer Frage nach dem Besonderen des Priestertums hinführen sollen. Die Krise des Andersseins konkretisiert sich als "Krise des hierarchischen Denkens". Unsere Überlegungen zum hierarchischen Denken werden sich dann in einem zweiten Zugang konkretisieren zum Thema der Berufung als Aussonderung, als Anders-Werden.

In einer Erzählung des russischen Dichters Wladimir Marmasin ("Die Heirat des Iwan Petrowitsch", Kontinent 2, 1974, 45 bis 110) wird uns die Gestalt eines jungen Russen von heute vorgeführt, ein Iwan, der kein Held der Arbeit ist, wohl aber ein Frauenheld, der dem grauen Alltag durch meist erotische Träume und durch oft unträumerische erotische Abenteuer zu entfliehen sucht, bis er eines Tages Dussja kennenlernt, eine junge Russin von heute. In der Schlüsselszene, einem Wutanfall über die Unbilden des Alltags, kommt es zum Krach zwischen beiden. Er brüllt seine Dussja an, erwartet aber zugleich von ihr getröstet und verstanden zu werden. Statt dessen beginnt sie einfach zu heulen!

"Da lagen sie nun beide auf dem breiten Sofa, jeder seinem Zorn zugewandt.

Nachdem er eine halbe Stunde so dagelegen hatte, beruhigte sich Iwan Petrowitsch etwas. Und plötzlich verstand er Dussja. Es war ihm klar geworden, dass sie von ihm getröstet werden wollte, sie wollte schwach sein, viel schwächer als er, sie kam nicht auf den Gedanken, dass er vielleicht auch schwach sein könnte. Sie wollte, dass er sie beschütze, zuverlässig, dauerhaft.

Ein solches Sich-gegenseitig-Stützen müsste in Stockwerken vor sich gehen: ich suche Schutz und Trost bei jemandem, der über mir ist, bei jemand Stärkerem, und sie bei mir, denn man kann nicht zugleich sehr stark und sehr schwach nach derselben Seite hin sein, die Decke kann nicht der Fußboden ein und desselben Zimmers sein, sondern die eines anderen, das darüberliegt - das ist sogar sehr einfach. Früher war das viel bequemer, da hatte der Mann dafür die Mutter, der wiederum der Vater Stütze und Schutz gewährte. Und der Vater, weil er sehr lange gelebt hatte, war daran gewöhnt, selbst das schützende Dach zu sein - oder suchte Trost in irgendeiner Arbeit, die er tat, solange er nur konnte.

Jetzt aber ist die Mehrzahl unserer Väter im Krieg umgekommen, sie sind in alle Winde verstreut oder konnten ihre vom Staat abgerichteten Frauen nicht mehr ertragen und verließen sie oder starben, ohne bis zu ihrem natürlichen Tod mit ihnen zu leben. Und die Mütter blieben ohne Beschützer, und obwohl sie es gerne täten, können sie nicht mehr nach unten hin uns Söhnen jenen Trost spenden, wie ihn erwachsene Menschen und nicht kleine Kinder brauchen, und deswegen stützen wir uns auf die Frauen. ‚Bleib hier und lehn dich an meine Schulter, auf einen Augenblick zweisam inmitten des einsamen Lebens‘ - schreibt der Dichter."

Was dieser Iwan hier entdeckt, hat Paulus in Übereinstimmung mit den meisten Weisheitslehren der Völker bereits gesagt: "Der Mann ist das Haupt der Frau" (1 Kor 11,3). Unser Iwan fragt sich: "Warum habe ich denn in den Büchern über so etwas nicht gelesen?" (104) Iwan entdeckt, dass es eine Hierarchie gibt, oder, wie er sagt, "Stockwerke", Stärkere und Schwächere, oben und unten, und er entdeckt, dass seine Dussja bei ihm Schutz sucht...

Der Intellektuelle, der aufgeklärte Zeitgenosse in uns, ist bei solchen Worten aufgeschreckt. Es gibt wenige Worte bei Paulus, die so unpopulär sind wie dieses. Und doch ist das, was unser Iwan entdeckt, nichts anderes als das, was Paulus meint: die Wahrheit der Hierarchie. Wieso fällt es heute so schwer, Hierarchie anzuerkennen? Diese Schwierigkeit besteht nicht nur in der Beziehung zwischen Mann und Frau, sondern auch zwischen Eltern und Kindern, sie zeigt sich etwa in der

Tendenz, dass Eltern sich von ihren Kindern nicht mehr als "Papa" und "Mama" bezeichnen lassen, sondern mit ihrem Vornamen. Die Kinder-Eltern-Hierarchie wird in emanzipierten Kreisen als Diskriminierung empfunden, als "Inferiorisierung" des Kindes. Das fundamentale Missverständnis liegt hier in der Verwechslung von Unterordnung und Unterdrückung, von Unterschiedlichkeit und Diskriminierung, von Ungleichheit und Ungerechtigkeit.

Gegen diese tief sitzenden Missverständnisse ist rein rationalargumentativ nicht aufzukommen. Dennoch sei auf zwei theologische Zusammenhänge verwiesen, von denen her Klarheit in diese Missverständnisse gebracht werden kann:

1. Die innertrinitarische Ordnung als Urbild

Dass Hierarchie nicht Ausdruck einer emanzipierten Sklavenordnung zu sein braucht, hat seine tiefste Begründung im Mysterium Trinitatis. Ich wundere mich immer wieder, warum das Mysterium der Dreifaltigkeit den Predigern oft als unbeliebt-abstraktes Thema erscheint. Dabei ist es "praktischer" als alle unsere Praxis: Wir glauben, dass der Sohn dem Vater wesensgleich ist, "eines Wesens mit dem Vater", und doch ist er "Gott von Gott", ist er "gezeugt", ist nicht der erste, sondern der zweite, nicht die erste, sondern die zweite göttliche Person. Ganz und gar empfängt er sich vom Vater, ist "abkünftig", nicht sein eigener Quell und Ursprung. Und doch ist er ganz Gott, in nichts geringer als der Vater. Ebenso der Hl. Geist, der "vom Vater und vom Sohne ausgeht": Dritter, dritte göttliche Person, ist er doch zugleich und mit gleicher Ehre angebetet und verherrlicht wie der Vater und der Sohn.

Hierarchie und Gemeinschaft sind "sub lumine Trinitatis" keine Gegensätze, sondern zwei untrennbare Aspekte derselben Realität. Die griechischen Kirchenväter sprechen von der trinitarischen "taxis", der "Rangordnung". Nie wird der Sohn der Erste sein, nie der Vater der Zweite, und doch ist der Sohn nicht "benachteiligt". Zwischen dieser trinitarischen Ordnung und der hierarchischen Ordnung von Mann und Frau stellt Paulus ausdrücklich den Zusammenhang heraus: "Das Haupt des Mannes ist Christus, das Haupt der Frau ist der Mann, das Haupt Christi aber ist Gott" (1 Kor 11,3). Das ist nicht zeitbedingte Patriarchatsstruktur mit theologischer Verbrämung. Diese Ordnung wurzelt vielmehr im Wesen Gottes selbst.

Mir ist völlig bewusst, dass diese Sicht sehr schwer in die Plausibilitäten der heutigen Gesellschaft hinein vermittelt werden kann. Ich bin aber auch überzeugt, dass diese Sicht von Hierarchie und Gemeinschaft nie selbstverständlich war, und dass es auch in der frühen Zeit der Kirche des radikalen Umdenkens (metanoia) bedurfte, um dies zu verstehen. Denn die Kehrseite dieser innergöttlich grundgelegten Sicht von Hierarchie und Gemeinschaft ist ja ebenso schwer einsichtig: dass alle faktisch bestehenden Hierarchien (der Geschlechter, der Generationen, der Gesellschaft) Ordnung innerhalb der wesentlichen Gleichheit aller Menschen sind. Gerade das war das umstürzend Neue am Evangelium: dass Herr und Sklave wesentlich gleich sind, gleicher Würde, gleichen Wesens. Mann und Frau, Eltern und Kinder sind einander nicht der Würde und dem Wesen nach untergeordnet, und doch gibt es die Ordnung, dass der Mann das Haupt der Frau ist, wie Gott das Haupt Christi ist.

Unsere Argumentation müsste sehr formal und begrifflich - unanschaulich bleiben, hätte uns Gott nicht selbst dieses Ineinander von Hierarchie und Gemeinschaft anschaulich gemacht: in seinem geliebten Sohn Jesus Christus. Die Anschaulichkeit der Gestalt Jesu ist das sprechendste, plastischste "Argument", das uns gegeben ist, diesen Sachverhalt selber zu verstehen (intus - legere) und ihn dann auch einer weithin verständnislosen Zeitgenossenschaft zu vermitteln. Jesu souveräne Freiheit, die in seinem Offensein für alle höchst anschaulich wird, ist untrennbar von seinem radikalen Gehorsam dem Vater gegenüber. Nie ist diese Unterordnung in Frage gestellt, und doch kann Jesus gerade als der "Gottesknecht" in der souveränen Freiheit des Sohnes das unerhörte "Ich aber sage euch" aussprechen. Jesu Vaterbeziehung ist geradezu die Quelle seiner Freiheit. Die Versuchung in der Wüste zeigt das diabolische Gegenbild: "Wenn du der Sohn Gottes bist...": sie forderte zur "Emanzipation" aus dem Gehorsam dem Vater gegenüber auf, im Namen eben jener

Freiheit, die es bedeutet, Sohn des Vaters zu sein: das ist die diabolische Perversion!
An der Anschaulichkeit Jesu, seiner Vaterbeziehung und seiner Freiheit, lässt sich urbildhaft ein positives Bild von Hierarchie und Gemeinschaft aufzeigen. Zugleich zeigt dies, dass die Zusammengehörigkeit von Hierarchie und Gemeinschaft nicht so sehr oder nicht primär argumentativ vermittelt werden kann, sondern dass sie der vorgelebten Anschaulichkeit bedarf. Wo in Nachfolge Christi gelebt wird, im Geist der paulinischen Paränese ("seid einander untertan", "einer schätze den anderen höher als sich selbst"), dort beginnt vielleicht auch die Wahrheit der hierarchischen Ordnung einzuleuchten: "Ihr Frauen seid euern Männern untertan" (Kol 3,18) - "Ihr Männer liebt eure Frauen, wie Christus die Kirche geliebt hat und sich für sie hingegeben hat" (Eph 5,25): nur in der vorgelebten Nachfolge Christi kann es einleuchten, dass solches "Untertan" - Sein nicht das Ende der Freiheit ist, sondern ihr Anfang, der Anfang jener "Freiheit, zu der uns Christus befreit hat" (Gal 5,1).

Christus bleibt die "forma", das Maß für das rechte Verstehen und Verwirklichen aller hierarchischen Ordnungen; an diesem Maß bemisst sich dann auch die Glaubwürdigkeit und Anschaulichkeit der "hierarchisch geordneten Gemeinschaft" der Kirche, die Glaubwürdigkeit der "Amtshierarchie". "Ad hominem" argumentierend: wo diese "forma Christi" prägend durchschlägt, wird diese Hierarchie durchwegs auch weniger als Problem denn als Geschenk erlebt: Johannes XXIII. als Papst, Karl Borromäus als Bischof, der Pfarrer von Ars als Priester - die Beispiele ließen sich beliebig ergänzen.

2. Die Schöpfungsordnung

Es gibt auch eine zweite theologische Ebene, von der her der "Unfähigkeit zum hierarchischen Denken" begegnet werden kann: Die Schöpfungsordnung. Dieser Gedanke kann hier nur skizziert werden, er ist meines Erachtens von großer Aktualität und würde eine gründlichere Behandlung verdienen. Das Urbild aller hierarchischen Gemeinschaft, die göttliche Dreieinigkeit, hat ihr erstes Abbild in der Vielfalt und Einheit der Schöpfung. In der klassischen christlichen Philosophie sprach man vom Stufenbau der Welt, von der Seinshierarchie, den Seinsstufen der Schöpfung. In einer erstaunlichen kulturellen Gleichzeitigkeit werden heute die hierarchischen Unterschiede in der Gesellschaft im Namen der Emanzipation und die hierarchischen Unterschiede in der Schöpfung im Namen der Evolution geleugnet.

Emanzipation und Evolution haben geistesgeschichtlich gemeinsame Wurzeln: in der Forderung einer radikalen Gleichheit, die alle unterscheidenden Grenzen leugnet. Im Namen dieser Gleichheit werden die hierarchischen Unterschiede zwischen Mann und Frau, Eltern und Kinder als reine gesellschaftliche Konventionen repressiver Art abgetan. In einem sehr ähnlichen geistigen Prozess hat der weltanschauliche Evolutionismus (den ich von der wissenschaftlichen Theorie der Evolution unterscheide) die Unterschiede zwischen den Arten aufgehoben und die einzelnen Arten zu bloßen Momentaufnahmen im großen Strom der Evolution erklärt. Wenn alle Übergänge fließend werden, wird es sinnlos, von höheren und niederen Arten, von einer Hierarchie der Schöpfung zu sprechen. Alles ist nur "Übergangsfeld", selbst der Mensch, nichts hat gültige Eigen-Art.

Wie sehr emanzipatorische und evolutionistische Ablehnung aller Hierarchie Hand in Hand gehen können, zeigen gewisse Spitzen der feministischen Theologie, in denen die hierarchische Überordnung der Seele über den Leib leidenschaftlich bekämpft wird als Spiegelung der Mann-Frau-Hierarchie.

Geist und Leib müssen ebenso gleichgeordnet werden wie Mann und Frau, "andernfalls dient der ,hierarchische Vorrang des Geistes über den Körper' dazu, alle anderen Herrschaftsverhältnisse zu verfestigen"³. Die hierarchische Zuordnung von Seele und Leib wird hier zum Inbegriff abzulehnender hierarchischer Strukturen.

³ M. Hauke, Die Problematik um das Frauenpriestertum vor dem Hintergrund der Schöpfungs- und Erlösungsordnung, Paderborn 1982, 64; Zitat im Text: R. R. Ruether, Frauen für eine neue Gesellschaft, München 1979, 203.

Hier handelt es sich gewiss um Extrempositionen, sie haben aber das Verdienst, latent vorhandene Vorverständnisse in grellem Licht erscheinen zu lassen. In diesem Extrem wird aber auch der Kontrast zu Jesu eigener Predigt auffallend deutlich, denn für Jesus gibt es offenbar eine sehr klare Hierarchie der Schöpfungsordnung, der "hierarchische Vorrang des Geistes vor dem Leib" wird klar ausgesprochen: "Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten, die Seele aber nicht töten können. Fürchtet viel mehr den, der Leib und Seele verderben kann" (Mt 10,28) ...

Noch einmal wird hier deutlich: Überordnung des einen heißt nicht Abwertung des anderen. Es ist keine Verachtung des Leibes, wenn die Seele als höher stehend bezeichnet wird, wie auch den Spatzen nicht ihre eigene geschöpfliche Vollkommenheit abgesprochen wird, wenn Jesus sagt "Ihr seid mehr wert als viele Spatzen" (Mt 10,31), im Gegenteil, selbst um die Spatzen kümmert sich "euer Vater" (Mt 10,29).

Das hierarchische Denken setzt ein schöpfungstheologisch bestimmtes Weltverständnis voraus. Denn für den Schöpfungsglauben ist die konkrete Vielfalt, und damit das Anderssein nicht etwas Negatives oder nur Provisorisches. Die Hierarchie der Geschöpfe ist kein Unfall, sie ist auch nicht blinder Zufall, Abfallprodukt des Evolutionsprozesses, sondern sie ist im göttlichen Schöpferwillen verwurzelt: Die Ordnung der Geschöpfe hat ihr Urbild in der innergöttlichen Ordnung, sie ist deren abbildliche Repräsentation, weshalb wie in Gott selbst, so auch in seiner Schöpfung Hierarchie und Gemeinschaft sich nicht ausschließen, sondern ergänzen.

Doch kehren wir zurück zu unserer Ausgangsfrage: gibt es überhaupt ein unterscheidendes Spezifikum des Priesters? Ich bin davon ausgegangen, dass die Not, auf diese Frage bejahend zu antworten, weitgehend mit Fragen des "Vorverständnisses" zu tun hat und oft erst in zweiter Linie mit direkten Schwierigkeiten der Amtstheologie. Ich versuchte, in diesem ersten, weitesten Kreis zwei grundlegende Voraussetzungen des hierarchischen Denkens aufzuzeigen, die erst den Boden für ein Verständnis der unterschiedlichen Stände und Dienste in der Kirche, der "hierarchischen Verfassung der Kirche" bereiten (cf LG III): das Urbild aller hierarchischen Gemeinschaft: der dreieinige Gott, und dessen erstes, weitestes Abbild, die eine Schöpfung in der hierarchischen Vielfalt ihrer Geschöpfe.

Wir wenden uns jetzt einem zweiten, engeren Kreis zu, der bereits zur Erlösungs- bzw. Heilsordnung gehört und der uns unmittelbar zum Spezifikum des Priesters hinführt.

"Ungeliebtes Anderssein" – Berufung als Aussonderung

Manès Sperber schreibt im 1. Band seiner Memoiren (Die Wasserträger Gottes, Wien 1974, S. 70):

"Nur wenige Nichtjuden haben je begriffen, dass das jüdische Leid nicht etwa trotz, sondern vor allem wegen der Auserwähltheit zu unserem Schicksal geworden ist. Indem Gott mit uns ein Bündnis schloss, warf er den göttlichen Ziegelstein seiner Gnade auf uns. Seither tragen wir die erdrückende Last der Auserwähltheit wie einen Fluch und sollen ihn doch dreimal am Tag wie einen Segen preisen."

Das klingt düster, entspricht aber durchaus der Klage eines Jeremia über die Last der Erwählung. Sperber bezeichnet sich als "Opfer der Auserwähltheit". Es ist nicht zu leugnen, dass dies eine Urerfahrung der biblischen Geschichte ist. Der Auserwählte ist ausgesondert, zum Anderssein "verurteilt". Israels Geschichte ist ein nicht endender Kampf um dieses Anderssein, das Israels Last, aber auch sein Stolz ist. Es ist daher kein Widerspruch zum eben zitierten Wort, wenn derselbe Manès Sperber wenige Seiten zuvor schreibt:

"Also hätte man die anderen darum beneiden sollen, dass sie nicht Juden waren? Daran dachte keiner von uns, denn wir waren ja überzeugt, dass es ein unvergleichliches Glück war, als Jude auf die Welt zu kommen. Dass die anderen uns verachteten, hassten, verfolgten, setzte

sie ins Unrecht. Dass sie solcherart schuldig wurden, auch das bewies, welches Unglück es war, nicht ein Jude zu sein" (ebd., 58).

Die Urversuchung Israels ist es, die Last der Erwählung und damit das Anderssein abzuschütteln, sein zu wollen "wie die Völker", Könige, Götter, Kulte zu haben wie diese, sich nicht mehr unterscheiden zu müssen. Auserwählung ist aber zugleich ein unvergleichliches Glück: "Welches Volk hat Götter, die ihm so nahe sind wie unser Gott uns nahe ist" - fragen refrainartig die Psalmen. "Sein Volk sind wir, die Herde seiner Weide" (Ps 95): "Ich werde ihr Gott sein, und sie werden mein Volk sein": Seit der Berufung Abrahams, seiner Aussonderung aus der Welt seiner Väter ist Berufung als Segen verstanden und erlebt worden: In dem Einen, Ausgesonderten, sollen "alle Völker gesegnet sein" (Gen 12). Der Preis der Erwählung ist die Aussonderung ins Anderssein, ihr "Lohn" ist es, den andern ein Segen zu werden. Die frommen Juden sind davon überzeugt, dass sie ein Segen sind für die Stadt und das Land, in dem sie leben.

Mit diesen stichwortartigen Hinweisen zum Thema der Berufung als Aussonderung geht es mir um eine sehr schlichte, vielleicht sogar naive Überlegung: Ich glaube, dass das Spezifikum des Priesters nur dann positiv erkannt und gelebt werden kann, wenn es eingebettet ist in ein lebendiges Bewusstsein um das Spezifikum der christlichen Berufung. Dieser Gedanke ist natürlich weder neu noch originell. Ich möchte nur versuchen, ihn ein wenig theologisch wie praktisch hervorzuheben. Das II. Vatikanum hat in seiner Kirchenkonstitution bewusst das "hierarchische Priestertum", das "sacerdotium ministeriale", eingebunden in die allgemeine christliche Berufung, "das gemeinsame Priestertum" (LG 10,2), genauer gesagt: das Konzil hat bewusst mit einer allgemeinen Betrachtung der Kirche als Mysterium (Kap. I) und als Volk Gottes (Kap. II) begonnen, und erst auf diesem Hintergrund "die hierarchische Verfassung der Kirche" (Kap. III) behandelt. Das bedeutet zuerst einmal, dass das Spezifikum der allen Getauften gemeinsamen Berufung herausgestellt wird. Diese Berufung ist nun aber bereits "Herausgerufen-Sein" (ek-klesia). Kardinal Ratzinger hat noch während des Konzils, und unmittelbar danach (damals als gefeierter junger Konzilstheologe!) darauf hingewiesen, dass das Konzil vor allem eine missionarische Sicht der Kirche biete (vgl. "Das Neue Volk Gottes", Taschenbuch-Ausgabe, 91-106). Die Kirchenkonstitution beginnt ja mit den großartigen Worten: "Christus ist das Licht der Völker. Darum ist es der dringende Wunsch dieser im Hl. Geist versammelten Synode, alle Menschen durch seine Herrlichkeit, die auf dem Antlitz der Kirche widerscheint, zu erleuchten, indem sie das eine Evangelium allen Geschöpfen verkündet" (LG 1). Das Licht Christi auf dem Antlitz der Kirche! Das Licht Christi in der Verkündigung des Evangeliums! Aus dieser missionarischen Sicht der Kirche heraus wird dann, unmittelbar anschließend, die Kirche als Sakrament bezeichnet: "Die Kirche ist ja in Christus gleichsam das Sakrament, d. h. Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit." Die Kirche als "allumfassendes Heilssakrament" (LG 48) ist herausgehoben, herausgestellt als Zeichen einer Wirklichkeit, die noch aussteht, die in ihr aber bereits gegenwärtig ist (vgl. LG 3 u. 5).

Diese Sicht der Kirche als Heilssakrament impliziert, dass die Kirche als "Stadt auf dem Berg" (Mt 5,13), ob sie will oder nicht, in die Andersheit gestellt ist, mit der ganzen Last und dem Anspruch des "Nonkonformismus der Bibel" (Ratzinger, a.a.O., 128): "Macht euch nicht die Art dieser Welt zu eigen" (Röm 12,2). Und nun ad hominem argumentiert (im Bewusstsein der Schwäche solcher Argumentation):

Wo Christsein als Anderssein erfahren und gelebt wird, wird es meist nicht als störend empfunden, dass die spezielle Berufung zum Priestertum nochmals ein gewisses Anderssein gegenüber der allgemeinen christlichen Berufung bedeutet. Wo Christen wagen, anders zu sein, stört es sie nicht, dass ihre Priester eine besondere, andere Berufung haben. Umgekehrt: wo die Konturen der Kirche in einen allgemeinen Konformismus verschwimmen, geht auch der Sinn für eine besondere Berufung des Priesters verloren. Mir scheint die folgende Aussage von vielen Erfahrungen her gedeckt zu sein: Wo Kirche missionarisch gelebt wird, dort wird auch wieder der Priester als unverwechselbar eigene Berufung geschätzt, gesucht und gewünscht. Das ist eine Erfahrung, die die

verschiedenen Erneuerungsbewegungen in der Kirche heute machen und die für viele Priester eine Neuentdeckung ihrer Identität gebracht hat. Zu sehen, wie Christen den Mut haben, in einer weithin indifferenten oder feindlichen Gesellschaft aus dem Glauben heraus das Anderssein zu bejahen, hilft manchem Priester, die eigene Berufung neu anzunehmen.

Jesus hat die Lage des Christen in ein drastisches Bild gekleidet: "Siehe, ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe" (Mt 10,16). Schafe sind offensichtlich anders als Wölfe, und die Hirten der Kirche können sich dem nicht mit dem Hinweis entziehen, sei seien keine Schafe: In diesem Falle sind wir alle Schafe!

Überfordert - unterfordert: Sakramentales Priestertum

In einem Gespräch mit einer sehr engagierten Theologin kamen wir auf das Priesterbild zu sprechen. Sie entwickelte dabei etwa folgendes Wunschbild: der Priester müsse vor allem ein Mann des Dialogs sein, fähig, auf verschiedenste Menschen einzugehen, er müsse auf die Menschen zugehen können, "teamfähig" sein, delegieren, zuhören können, er soll die gesellschaftlichen Probleme kennen, sie anderen bewusstmachen können, er müsse psychologisch einfühlsam sein. Er sollte vor allem ein "animateur" sein. Hinter solchen Ansprüchen, so wünschenswert und erstrebenswert sie im einzelnen sind, steckt eine heillose Überforderung des Priesters. Andererseits aber fehlen in diesem Bild erstaunlicherweise genau die Aspekte, die nach katholischer Sicht den Priester kennzeichnen: die sakramentale Befähigung zur Eucharistie und zum Spenden des Bußsakraments: hier ist er "unterfordert" .

Das Gegenstück: die Ansprache eines Primizianten dieses Jahres. Er erzählt, wie er, frisch bekehrt, in London auf eine charismatische Gebetsgruppe stieß und sich ihr anschloss. Jeden Freitagabend kam ein Priester, die Eucharistie zu feiern. Eines Abends kam kein Priester, alles wartet, man betet, hofft, dass doch noch einer kommt. Da tritt schüchtern ein unbekannter Priester ein, der alles an sich hat, um ein Zerrbild des Priesters abzugeben. Er hat einen Tick, ist schlecht angezogen, redet salbungsvoll und umständlich: kurz, in allen Punkten im Widerspruch zum obgenannten Wunschbild. Und während diese peinliche und eher abstoßende Gestalt zelebriert, kommt unserem Primizianten plötzlich der Gedanke: aber er ist Priester, und im gleichen Moment war ihm klar, dass er selber Priester werden soll.

Der Kontrast ist sicher zu plakativ und undifferenziert. Als Erlebnisse hatten die beiden Äußerungen für mich freilich den Wert, gerade im Kontrast die Sache, um die es geht, deutlicher und anschaulicher zu machen. Das Problem ist alt, hat aber heute eine neue Gewandung bekommen. Wir sind heute wieder, so scheint mir, in einer Art donatistischen Krise: Am Priester zählt die persönliche Qualität mehr als die sakramentale Qualifikation, die subjektiven Fähigkeiten mehr als die objektive sakramentale Befähigung. Nun war es ja bekanntlich die große Leistung des hl. Augustinus, die Objektivität der sakramentalen Ordnung gezeigt zu haben: die Gültigkeit der Sakramente hängt nicht von der persönlichen Heiligkeit des Spenders ab, so sehr sie für die Fruchtbarkeit der Sakramente zu wünschen ist. Auch der unwürdige Priester trägt immer noch die objektive Würde seiner Weihe. Im katholischen Roman der fünfziger Jahre war dies noch ein beliebtes Thema, denken sie etwa an die Priestergestalt in Graham Greenes "Die Macht und die Herrlichkeit": Hier hat sich etwas gewandelt.

Die Überforderung des heutigen Priesters ist sicher zu einem erheblichen Teil Folge des Priestermangels, aber nicht nur. Sie hat meines Erachtens auch mit etwas zu tun, was zu den unbeabsichtigten Folgen des Konzils zu rechnen ist: dass der Priester in einer bisher nicht gekannten Weise in den Mittelpunkt der Gemeinde gerückt ist, besonders im Rahmen der Liturgie. Ich formuliere die folgenden Gedanken ganz "ungeschützt" und verstehe sie mehr als Anfrage denn als fertige Antworten. Ist es nicht eine menschliche Überforderung des Priesters, täglich, und vor

allem Sonntag für Sonntag, in ein, zwei oder drei (oder noch mehr?) hl. Messen der Blickfang der ganzen Gemeinde zu sein? Die Anforderungen vieler Gemeindemitglieder an ihre Priester sind zum Teil deshalb so groß geworden, weil der Priester in der Liturgie eine derart dominante Stellung bekommen hat. Jeder Fehler in der Gestik, der Mimik, der Sprache, der Intonation wird zum störenden Element, wird unerbittlich von allen gesehen und bemerkt. Zu all den Qualitäten, die der Priester haben sollte, kommt jetzt noch die Forderung hinzu (ich habe sie mehrmals gehört), die Priester sollten auch Schauspielunterricht bekommen: Durch die zentrale Stellung des Priesters im Angesicht des ganzen Volkes - und noch verstärkt durch die Wortüberlastung der Liturgie - tritt an diesen nun auch ein neuer Anspruch heran, dem er nur in den seltensten Fällen gerecht werden kann. Es ist psychologisch fast eine Unmöglichkeit, sicher aber eine Überforderung, durch die eigene menschliche Qualität mehrmals am Sonntag je neue Versammlungen von Gläubigen bei Aufmerksamkeit und aktiver Teilnahme in der Liturgie zu halten.

Wenige Monate nach Abschluss des Konzils, auf dem Bamberger Katholikentag des Jahres 1966, sagte Josef Ratzinger in einer großen Rede folgende heute noch genauso aktuelle Worte:

Wer könnte des weiteren leugnen, dass es Übersteigerungen und Einseitigkeiten gibt, die ärgerlich und unangemessen sind? Muss eigentlich wirklich jede Messe versus populum zelebriert werden? Ist es eigentlich so wichtig, dem Priester ins Gesicht schauen zu können, oder ist es nicht oft recht heilsam, daran zu denken, dass er Mitchrist mit den anderen ist und so allen Grund hat, sich gemeinsam mit ihnen zu Gott hin zu wenden und so mit allen zu sagen "Vater unser"? Der Tabernakel ist von den Hochaltären entfernt, dafür gibt es gute Gründe, aber es kann einen ein Unbehagen beschleichen, wenn man sieht, wie nun an seine Stelle der Priestersitz tritt und sich damit ein Klerikalismus in der Liturgie abzeichnet, der ernster sein kann als derjenige der Vergangenheit. Hatte jene liturgische Entwicklung, die den zentralen Sitz des Priesters abbaute und im Tabernakel den Herrn selbst zum Vorsitzenden der Liturgie machte, nicht doch auch ihren guten Sinn, den wir heute erst allmählich wieder von neuem einzusehen beginnen? War der Abbau des Priestersitzes und der Aufbau des Tabernakels nicht doch auch ein Zeichen der wachsenden Einsicht dafür gewesen, dass das christliche Gotteshaus um Christus polarisiert ist und dass die christliche Liturgie nur einen Vorsitzenden kennt, nämlich ihn? (Das Neue Volk·Gottes, Taschenbuch-Ausgabe S. 138 f.)

Die Frage Ratzingers ist ernst. Kommt in unseren Liturgien noch genügend deutlich, "physisch" greifbar, zum Ausdruck, dass wir alle zum Herrn beten, Gemeinde und Priester? Kommt noch deutlich genug zum Ausdruck, dass Christus das Haupt der Gemeinde ist, und dass der Priester "nur" in persona Christi" handelt (wie das Konzil immer wieder betont)? Es lohnt sich, hier an einen Hinweis von Josef Andreas Jungmann aus demselben Jahr 1966 zu erinnern, den er im Zusammenhang mit der Zelebrationsrichtung macht: "Je deutlicher in der Messe der Begriff des Opfers zur Geltung kommt, umso regelmäßiger wird für den Liturgen, wo immer der Altar stehen mag, die Ostung gefordert. Als die Männer der Oxfordbewegung zur Erkenntnis durchgedrungen waren, dass die Feier der Eucharistie als Opfer anerkannt werden müsse, folgerten sie daraus, dass der Priester am Altar nicht zum Volke hin, sondern nach Osten gewendet stehen müsse" (in ZkTh 88, 1966, 448 f.).

Jungmanns Ausführungen lassen die Frage aufkommen, ob unsere gegenwärtige liturgische Praxis genügend theozentrisch und christozentrisch ist. Die starke Betonung der Gemeinde, des kommunikativen Aspektes der Eucharistie, "in der Priester und Gemeinde in einem Dialogverhältnis einander zugewandt stehen", droht zur Einseitigkeit zu werden, in der das primäre, grundlegende Element der Eucharistie vergessen wird: die gemeinsame Ausrichtung auf den Herrn und der gemeinsame Empfang der Gaben, die von ihm kommen. Eucharistie ist nicht Gemeindemahl, sondern Herrenmahl, "die Gemeinde dialogiert nicht mit sich selber, sondern sie ist im gemeinsamen Aufbruch zum wiederkommenden Herrn hin" (J. Ratzinger, Das Fest des Glaubens, Einsiedeln 1981, 124).

Wir werden im dritten Abschnitt auf dieses Thema der eschatologischen Ausrichtung zurückkommen. Vorerst aber noch ein Hinweis zu dem Thema "Überforderung".

Die starke Betonung des Priesters als Gemeinde- und Eucharistievorsteher hat u. E. noch eine andere Folge: wird der Priester vor allem in seinem vis-a-vis zur Gemeinde gesehen, tritt gleichzeitig damit seine Mittlerrolle auf Christus bzw. den Vater hin und von Christus her in den Hintergrund, dann wird verständlicherweise auch das Amt des Priesters primär als Vorsteheramt und damit von der Gemeinde her verstanden. Es ist dann nur eine allzu verständliche Konsequenz, wenn von vielen gefragt wird, warum nur bestimmte Menschen zum Vorsteheramt zugelassen werden, warum hier nicht "Gleichberechtigung" herrsche. Es wirkt dann als Ungerechtigkeit, dass etwa Frauen vom Vorsteheramt ausgeschlossen sind oder dass die Gemeinde selber ihren Vorsteher wählen kann.

Hinter der Forderung nach Gleichberechtigung steckt ein tiefes Missverständnis des Amtes in der Kirche, ein Missverständnis, in dem sich übrigens "progressistisches" und "traditionalistisches" Priesterverständnis in eigenartiger Weise berühren. In welchem Sinne? Niemand wird es als Diskriminierung empfinden, wenn jemand zu einer niedrigen, schäbigen Sklavenarbeit nicht zugelassen würde. Der Protest gegen Verletzungen der Gleichberechtigung richtet sich immer gegen ungleiche Aufstiegschancen. Diskriminierung wird angeprangert, wenn bestimmte Gruppen von höheren Stellungen ausgeschlossen sind. Hinter dem Protest gegen mangelnde Gleichberechtigung in der Zulassung zur Gemeindeleitung steckt die unausgesprochene Voraussetzung, dass das Amt ein höherer Grad in der Kirche ist und dass der Ausschluss von diesem höheren Grad gewisse Gruppen "inferiorisiert" und diskriminiert. Das ist aber ein ebenso tief sitzendes wie folgenschweres Missverständnis dessen, was in der Kirche Amt bedeutet und was "höhere Grade" in der Kirche sind.

In einem berühmten und oft auch missverstandenen Text in Lumen Gentium hat das Konzil hierzu die Alternative aufgezeigt:

"Das gemeinsame Priestertum der Gläubigen aber und das Priestertum des Dienstes, das heißt das hierarchische Priestertum, unterscheiden sich zwar dem Wesen und nicht bloß dem Grade nach. Dennoch sind sie einander zugeordnet: das eine wie das andere nämlich nimmt je auf besondere Weise am Priestertum Christi teil" (LG 10). Dieser Satz ist äußerst wichtig. Er schiebt jeder Vorstellung den Riegel vor, die im Amtspriestertum einen höheren Grad des gemeinsamen Priestertums sieht. Die Aussage, dass zwischen beiden ein Wesensunterschied besteht, bedeutet, dass das Amts-Priestertum auf einer anderen Ebene liegt als das gemeinsame Priestertum. Wäre das Amtspriestertum tatsächlich ein höherer Grad des allgemeinen Priestertums, so wäre die Nichtzulassung zum Amtspriestertum ein Verstoß gegen das Prinzip der Gleichberechtigung. Es gibt aber, im streng christlichen, nicht im soziologischen Sinne betrachtet, nur eine Art von höheren Graden: die der Vollkommenheit, der Liebe, der Heiligkeit. Hier ist aber niemand ausgeschlossen, hier gibt es keinerlei Diskriminierung; das allgemeine Priestertum steht allen offen, die durch die Taufe diesen Weg betreten wollen, und allen Getauften stehen alle Grade der Vollkommenheit offen. Und alle Getauften, vom Papst bis zum sprichwörtlichen "alten Weiblein", haben keine anderen Mittel, um diese Grade zu besteigen als die Entfaltung der Taufgnade. Der Priester ist keine höhere Stufe des Christseins; wenn ein Priester heilig wird, so wird er es auf keinem anderen Weg als dem der Liebe, der Verwirklichung der Gebote, dem Leben nach der Taufgnade. Die Heiligkeit, d. h. den Grad der realisierten Christlichkeit misst die Kirche beim Papst, beim Priester mit keinen anderen Maßstäben als bei jedem anderen Christen. Theologisch gesprochen: die Heiligkeit des Priesters liegt auf der Ebene der heiligmachenden Gnade, nicht auf der Ebene seiner Amtsgnade.

Anders gesagt: die Priesterweihe macht nicht zu einem "höheren", d. h. vollkommeneren Christen (auch wenn sie, wie jedes Standessakrament, eine Aufforderung und Gnadenhilfe zu größerer Heiligkeit bedeutet). Dies ist gegen ein gewisses traditionalistisches Priesterbild zu sagen, das den Priester als höheren Grad des Christseins sieht. Es gilt aber auch gegen das "progressistische"

Missverständnis, das im Namen der Gleichberechtigung den Zutritt zu den "Leitungsmännern" fordert. In einem sakramentalen Kirchenverständnis ist es ein tief greifendes Missverständnis, den Papst oder den gemeindeleitenden Priester als "höher" zu bezeichnen. Auf der Ebene des Christseins (im sakramentalen, nicht im soziologischen die Sinn) zählt nur die Höhe der Heiligkeit und der Liebe. Sprechendster Hinweis dafür ist, dass Maria als die höchste Realisierung des Christseins gilt, und nicht Petrus, das oberste Amt. Es gab zwar Versuche, die Heiligkeit Mariens in ihrem angeblichen Priestertum zu verankern, doch blieben diese Ansätze marginal und ohne Folgen. Das Amtspriestertum ist also anderen Wesens als das allgemeine Priestertum. Es steht in dessen Dienst, ist wesentlich Dienstamt, verliehen zur Zubereitung der Gläubigen, damit sie ihr "gemeinsames Priestertum" leben und verwirklichen können. Theologisch gesehen gehört das Weihesakrament zu den *gratiae gratis datae*, nicht zur *gratia gratum faciens* des Taufsakramentes. Es gehört in den Bereich der Mittel, während die Taufgnade und deren Entfaltung das Ziel ist. Das Konzil spricht daher zu Recht vom *sacerdotium ministeriale* (LG 10) und betont den wesenhaften Dienstcharakter des Weihepriestertums. Die Weihegnade ist daher eine "ministerielle Gnade", sie ist verliehen zum Dienst an den Gläubigen. Zwei praktische Folgerungen sollen diese Überlegungen abschließen.

1. Entlastung durch die sakramentale Dimension

Gegenüber der Überforderung des Priesters als "allroundman", als utopische Idealfigur sollte wieder stärker die spezifisch sakramentale Dimension seines Amtes deutlich werden. Es liegt eine große und wohltuende Entlastung in dieser sakramentalen Dimension. Sicher ist es wichtig und gut, dass der Priester alle möglichen persönlichen und sozialen Qualitäten hat, aber noch entscheidender ist, dass er durch die Weihe sakramental befähigt ist zu Akten, die nicht von ihm abhängen, für die er einfach Mittler sein darf, in denen Christus selber durch ihn handelt. Bei allen Überforderungen des heutigen Priesterlebens liegt darin etwas Tröstliches, gelassenes Stimmendes: In seinem sakramentalen Dienst darf der Priester sich als Werkzeug wissen, und ob er gut oder schlecht reden kann, ein idealer Teamleiter ist oder nicht, wird sekundär, denn das, was sein eigentlicher Dienst an den Menschen ist, hängt nicht von ihm ab, sondern ist Christi eigenstes Wirken durch die armen Hände seiner "unnützen Diener". Papst Johannes XXIII. hat ein leuchtendes Vorbild dieses gelassenen und getrosteten Dienens gegeben.

Diese "Entlastung" durch den sakramentalen Dienst erfährt der Priester aber nur, wenn er häufig und intensiv genug eben diesen spezifischen Dienst ausübt. Nie erfährt der Priester so sehr, dass er nur Diener ist, dass er nicht aus eigener Vollkommenheit wirkt, als im demütigen Dienst des Bußsakramentes.

Gerade hier besteht aber heute vielfach eine "Unterforderung", doch muss gefragt werden, wieweit nicht auch die Priester teilweise mitschuldig sind an der Verarmung dieses kostbaren und unersetzbaren Sakraments, das so direkt aus der Mitte des Evangeliums hervorgeht: aus der Barmherzigkeit des Vaters, die in Jesus zu den Sündern kommt. Das häufige Ausüben des Dienstes der Sündenvergebung führt den Priester dazu, selber seiner Armseligkeit bewusst zu sein. Es gibt keinen Vollzug, der dem Priester so direkt die Erfahrung schenkt, dass sein Dienst sinnvoll und beglückend ist.

Dasselbe ließe sich über die "Entlastung" auch im Zusammenhang mit den anderen Sakramenten sagen. Die Konzentration auf die Sakramentspendung (die von der Wortverkündigung in keiner Weise zu trennen ist) ist nicht eine "Entwürdigung" des Priesters zum "Kultdiener", sondern hilft, den priesterlichen Dienst in seiner wesentlichen Dimension zu leben: als Dienst am Leben und Wachsen des Glaubens der anderen.

2. Diener am Glauben der anderen

Daraus ergibt sich aber noch eine Folgerung: je deutlicher der Priester als Diener am Glauben der anderen sichtbar wird, desto weniger kommt es zu einem Denken in Machtkategorien der

"Gleichberechtigung" und der Zulassung zu "Spitzenpositionen" in der Kirche. Dienendes Amt - das liegt völlig in der Linie des Konzils. Nur muss dieses Dienen auch zeichenhaft sichtbar werden. Ich komme noch einmal auf meine Bedenken gegen gewisse Einseitigkeiten heutiger liturgischer Praxis zurück: steht der Priester allzusehr in der Mitte des liturgischen Geschehens, dann wird es auch schwieriger, ihn als Diener auf Christus hin transparent zu sehen. Bei der heute fast generellen Zelebration "versus populum" müsste wenigstens immer wieder versucht werden, so verhalten und "objektiv" zu zelebrieren, dass die Gläubigen nicht ihre Aufmerksamkeit auf den Priester und seine Subjektivität richten, sondern auf das Geheimnis, das er auf dem Altar dienend vollzieht. Solches Zelebrieren, das hinter dem in unserer Mitte gegenwärtigen Mysterium Christi zurücktritt, macht dann auch glaubwürdig deutlich, dass der Priester nicht der souveräne "Gemeindevorsteher" ist, sondern ein Sklave, ein *doulos* Jesu Christi, um die Lieblingsterminologie des Paulus zu gebrauchen (vgl. H. Schürmanns schönes neues Büchlein, *Im Knechtsdienst Christi. Priesterliche Lebensform*, Herder 1985). Die Ostkirche spricht gerne vom Priester als der "Ikone Christi": Je weniger der Priester sich, je mehr er Christus sichtbar macht, desto weniger wird man ihn - in Machtkategorien - um sein Amt beneiden, desto mehr wird er selber eine Einladung an die Gläubigen sein, ihn in seiner Liebe zu Christus und zu den Menschen nachzuahmen!

Der Priester als "Eschatologe" - Die eschatologische Dimension des Gottesvolkes und des Amtes

Ich komme noch einmal auf unsere liturgische Praxis zurück. Es geht mir nicht um die Frage der Zelebrationsrichtung des Priesters, sondern um die Gebetsrichtung des Volkes: Wird in unseren Liturgien deutlich genug, dass Christus der *celebrans principalis* ist, dass er in der Eucharistie der kommende Herr ist und dass wir die ihn Empfangenden sind?

Theologisch gesprochen: Ist die "eschatologische" Dimension der Liturgie und darüber hinaus der Kirche deutlich im Bewußtsein der Gläubigen? Seit dem Konzil hat man die Kirche bevorzugt als "Volk Gottes" bezeichnet. Doch stellt sich die Frage, ob auch genügend betont wird, dass dieser Begriff in LG einen stark eschatologischen Zug hat: Volk Gottes unterwegs, wanderndes Gottesvolk! Unterwegs zu einem Ziel: die himmlische Kirche, das vollendete Reich Gottes. LG II, das Kapitel über die Kirche als Volk Gottes, ist zu ergänzen durch LG VII, das vorletzte Kapitel der Kirchenkonstitution, das von der "endzeitlichen Natur der pilgernden Kirche und ihrer Einheit mit der himmlischen Kirche" handelt. Kommt diese Dimension in Liturgie, Predigt, kirchlicher Praxis noch klar genug zum Ausdruck?

Das Problem ist sehr umfassend. Ich möchte es skizzenhaft vom Kirchenbau her verdeutlichen: Die altchristliche Basilika ist zwar dem profanen Versammlungsraum nachgestaltet, aber mit einer gewichtigen Änderung: sie ist geostet und bekommt dadurch eine Richtung, die die bloß gegenwärtige Versammlung aufsprengt und sie auf ein kommendes Ziel ausrichtet, den wiederkommenden "oriens ex alto", Christus. Diese Dynamik wird noch verstärkt durch die Gebets- und Zelebrationsrichtung nach Osten (das gilt auch für die großen römischen Basiliken, deren Apsiden im Westen sind, weshalb der Papst bzw. der Zelebrans am Altar "zum Volk gewandt" steht, d. h. konkret gegen Osten!), sie wird noch einmal unterstrichen durch die großen Apsismosaiken, die den herrlichen, wiederkommenden Christus darstellen, der immer auch zugleich der jetzt, in jeder Eucharistiefeyer bereits kommende Herr ist! Wenn unter dem gewaltigen Christusmosaik von Monreale zelebriert wird, besteht kaum die Gefahr, dass der Priester für den Mittelpunkt der Zelebration gehalten wird. Unter den weit ausgebreiteten, "alle an sich ziehenden" Armen des erhöhten Herrn sind alle Gläubigen, auch der Christus repräsentierende Priester, nur mehr die Geladenen, die Beschenkten Christi.

Auch in der gotischen Architektur ist der Weg des wandernden Gottesvolkes verkörpert, das lange Schiff lässt nicht zu, dass die Gemeinde bei sich stehen bleibt, sie ist hingezogen zu dem lichten

Chor, der meist das himmlische Jerusalem symbolisiert. Die starke Betonung der Vertikalen erinnert zudem daran, dass der Weg sein Ziel "droben" hat, "wo Christus zur Rechten des Vaters sitzt".

Diese Dynamik nach oben kennzeichnet auch den barocken Rundbau (wie auch den byzantinischen Zentralbau): Auch hier ist die Gemeinde nicht einfach "um sich selber" geschart, sondern in den Austausch zwischen dem offenen Himmel der Barockkuppel und der irdischen Liturgie eingeladen. Drückt die gegenwärtige Liturgie, der Kirchenbau, diese doppelte Dynamik - nach vorne und nach oben - genügend aus? Kommt in unserer Liturgie irgendwie zeichenhaft, sinnfällig zum Vorschein, dass wir Paröken sind (cf. 1 Petr 1,1.2,11; cf. Hebr 11,13), Fremdlinge ohne bleibendes irdisches Bürgerrecht, deren "Bürgerrecht in den Himmeln ist" (Phil 3,20)? Dass also unsere Gemeinden "Paröchien", "Pfarreien" sind, Pilgerherbergen für Fremdlinge, die sich nicht einfach niederlassen können? Und ist der Parochus heute genügend als Anführer seiner Paröken, seiner Pilgergemeinde im Bewusstsein? Der Priester als "Eschatologe", als der, der an das Kommen Christi, an unseren Pilgerstatus erinnert, der die "Eschata" zu Wort bringt, in dem ganz schlichten Sinne, dass er daran erinnert: "Wir sind nur Gast auf Erden und wandern ohne Ruh' mit mancherlei Beschwerden der ewigen Heimat zu ... "

Ausblick

Die hier vorgelegten Gedanken sind reichlich fragmentarisch, sie beanspruchen nicht, vollständig und ausreichend zu sein. Sie sind sicher in manchem zu wenig nuanciert, zu wenig ausdifferenziert, sie sind vor allem Ausdruck eigener Betroffenheit, Anfragen mehr als fertige Antworten. Sie wollen nicht anklagen, sondern anregen. Die betroffene Frage, aus der heraus sie formuliert wurden, ist schlicht diese: ob und wie wir Priester dem Anruf der Gegenwart und der heraufkommenden Zeit entsprechen. Diesen Anruf sehe ich vor allem im seelischen und geistigen Hunger unserer Zeit. Es gibt eine Stelle im Evangelium, die mich immer wieder erschüttert (gerade als Priester). Als Jesus einmal lange zu den Menschenscharen gepredigt hatte, die ihm bis in die Einsamkeit nachgelaufen waren ("er hatte Mitleid mit ihnen, denn sie waren wie Schafe, die keinen Hirten haben"; Mk 6,34), traten seine Jünger zu ihm und machten ihm den ebenso vernünftigen wie erschütternden Vorschlag: "Schick' die Leute weg, damit sie in die Dörfer gehen und sich etwas zu essen kaufen." Darauf Jesus: "Sie brauchen nicht fortzugehen, gebt ihr ihnen zu essen!" (Mt 14,15f.; vgl. Mk6,35-37). Der Kontrast macht betroffen. Wie viele Menschen gehen heute "in die umliegenden Dörfer", um dort ihren Hunger zu stillen, in Sekten und Ideologien, in "neuen Religionen" und Pseudoreligionen.

"Gebt ihr ihnen zu essen!" - nicht unser Brot, unsere Ideen, unsere Kraft – denn "woher sollen wir in der Wüste soviel Brot nehmen, um eine so große Volksmenge zu sättigen?" (Mt 15,33) -, sondern das Brot, das ER uns gibt, damit wir es austeilen, Sein Wort, Sein Brot, Seine Kraft, die heilen kann und Menschen neu macht.

Tatjana Goritschewa sagt (zu) scharf, mit der Unerbittlichkeit des Konvertiten: "Seit ich im Westen lebe, ist mir klar geworden, dass die Glaubenskrise hier größtenteils daher rührt, dass es keine oder fast keine wahren Geistlichen, keine echten Seelsorger mehr gibt, die wirkliche geistliche Autorität besitzen und Ja bzw. Nein in Vollmacht aussprechen" (Von Gott reden ist gefährlich, Herder, Freiburg 1984, S. 38). Man wird diese Worte einer russischen Christin wenigstens als Anfrage an uns, an mich selber, annehmen. Was wir, sie und ihre Freunde, suchten, so erzählt Tatjana Goritschewa weiter, war "ein Priester, der uns im geistlichen Leben anleiten sollte" (ebd., S. 39). Sie fanden ihn in Vater Leonid, einem einfachen Gemeindepriester, der ihr "Starez", ihr "geistlicher Vater" wurde.

In den vergangenen Wochen und Monaten wurde viel über die Absichten des Konzils und deren Verwirklichung in den letzten zwanzig Jahren diskutiert. Im Blick auf unser Thema lohnt es sich,

daran zu erinnern, dass Papst Johannes XXIII. vor allem zwei Vorbilder hatte, die seine Idee vom "aggiornamento" der Kirche bestimmten: Karl Borromäus und der Pfarrer von Ars. Roncalli hat jahrzehntelang an der Herausgabe der Visitationsakten des großen Mailänder Bischofs gearbeitet. In ihnen fand er ein anschauliches und lebensnahes Bild echter Erneuerung der Kirche. Den letzten Band hat er publiziert, als er bereits Papst war und die Vorbereitung des Konzils in vollem Gang war.

Wenige Monate nach der Ankündigung des Konzils am 1. August 1959 hat Papst Johannes eine Enzyklika zum 100. Todestag des hl. Pfarrers von Ars herausgegeben. Ihr Thema: "Das katholische Priestertum". Das Bild des Priesters, das papa Giovanni hier zeichnet, ist ein Spiegel seines Programms der kirchlichen Erneuerung, die ihm mit dem Konzil vorschwebte. Wer sein "Geistliches Tagebuch" gelesen hat, ahnt, aus welchen Quellen dieser große Papst gelebt hat. Aus ihnen sollte auch die kirchliche Erneuerung gespeist sein. Es sind diese "Quellen der Erneuerung" (vgl. das gleichlautende Buch von Kard. K. Wojtyła, das den Untertitel "Studien zur Verwirklichung des Zweiten Vatikanischen Konzils" trägt; Herder, Freiburg 1981), aus denen die Kirche auch heute und morgen ihre Lebendigkeit und ihre Hoffnung schöpfen wird.

Balthasar Sieberer

Wie geht es einem Pfarrer heute?

Zwei Vorbemerkungen

Erstens: Für einen Pfarrer ist es heute sehr schwierig, jene Zeit zu finden, in der er seine Gedanken einigermaßen ordnen kann. Sollten meine Ausführungen etwas durcheinander und unvollständig sein, dann gehört das zur Darlegung des Themas. Es ist aber meine feste Überzeugung, dass auch Pfarrer Theologie betreiben sollen und müssen, weil sonst wichtige Erfahrungen nicht dem theologischen Denken zugeführt werden. Dies würde ich als schlimmes Defizit ansehen. Auch brauchen die Theologieprofessoren den Austausch und Kontakt mit den Praktikern und Pfarrern, damit sich ihre Kunst nicht verselbständigt und ihre Denkfrüchte auf guten Boden fallen und aufgehen können.

Zweitens: Für einen Pfarrer ist heute die Gefahr groß, dass er ins Jammern und Kritisieren kommt. Das wirkt oft zerstörend und fördert die Resignation. Eine Nebenbemerkung bei einem Vorbereitungsgespräch für diese Tagung hat mich darauf aufmerksam gemacht. Eine kritische Auseinandersetzung mit unseren Gegebenheiten und Arbeitsbedingungen ist jedoch unabdingbar. Das hat uns schon unser Spiritual im Canisianum gelehrt. Er hat uns auch gesagt, wie positive Kritik sein müsse: Sie muss aus dem Inneren der Sache herauskommen, aus dem Engagement erwachsen, im gegenseitigen Gedankenaustausch vollzogen werden und an die richtige Adresse gerichtet sein. Diese Voraussetzungen scheinen mir bei diesem Forum voll und ganz gegeben, und ich wünsche der Tagung, dass es zu einem umfassenden und fruchtbaren Gedankenaustausch kommt.

Ich möchte nun versuchen, mich hier als Pfarrer darzustellen, indem ich schlicht und einfach einige Erfahrungen zur Sprache bringe. Natürlich ist auch Reflexion mit dabei. Leben und Dienst eines Pfarrers spielen sich heute in sehr unterschiedlichen und vielfältigen Spannungsfeldern ab. Vorweg sei angemerkt, dass Spannungen ein Zeichen von Leben und Lebendigkeit sind, wenn sie aber zu groß sind, können sie bedrohend und gefährlich werden. Lassen Sie mich nun einige dieser Spannungsfelder skizzieren.

Erstes Spannungsfeld: Pfarrer - Priester

Als ich vor zehn Jahren in die Rolle des Pfarrers hineinschlüpfte, erlebte ich diese Spannung sehr deutlich. Ich sah mich plötzlich vor eine ganze Menge von Anforderungen und Aufgaben gestellt, von denen ich bei meiner Ausbildung für das Dienstant des Priesters kaum etwas gehört hatte und die mich auch als Kooperator keineswegs berührt hatten. Ich war auf einmal der Verwalter von sieben Gebäuden; zwei große Kindergärten zählten zu meinem Verantwortungsbereich; mit etwa fünfzehn Angestellten war ich plötzlich der Chef eines kleineren Betriebes; auch die Pfarrkanzlei und der Haushalt verlangten meine Aufmerksamkeit.

Relativ schnell war ich auch in Bauaufgaben verwickelt, nicht weil ich wollte oder Lust bekam, mir ein Denkmal zu setzen, sondern weil die Denkmäler, die wir als Pfarrer zu verwalten haben, uns nicht gerade geringe Aktivitäten abverlangen. Von den Vorstellungen, die ich mir von meinem Dienst als Priester und Seelsorger in der Gemeinde gemacht hatte, musste ich beachtliche Abstriche machen, ja manche Vorsätze einfach vergessen, weil die Zeit dafür nicht ausreichte.

Diese Spannung zwischen Pfarrersein und Priestersein bewegt mich bis heute und ich glaube, dass wir schonungslos darauf hinweisen müssen. Es ist für die Kirche eine entscheidende Frage, ob es gelingt, die Pfarrer frei zu spielen für die eigentliche Seelsorge, für das Priestersein in der Gemeinde. Das Problem ist ja nicht neu. Es begegnet uns bereits in der Apostelgeschichte (vgl. Apg 6,1 ff.). Dort gerät der Dienst am Wort ins Hintertreffen, weil neue Aufgaben heranwachsen. Mit der Freiheit der Kinder Gottes schafft die junge Kirche neue Dienstämt. Sollen wir diesen Weg nicht auch heute beschreiten? Ich habe schon einmal in diesem Zusammenhang den Vorschlag gemacht, dass es vielleicht zu überlegen wäre, ob wir nicht für die Verwaltung der Pfarren in einer

Region Leute suchen und finden müssten, die diesen Aufgabenbereich abdecken und so die Pfarrer für ihren priesterlichen Dienst entlasten.

Zweites Spannungsfeld: Volkskirche - Gemeindekirche

Es geht hier um keine Alternative, sondern um den entscheidenden Schritt im Kirchenverständnis des Zweiten Vatikanischen Konzils: von der Kirche für das Volk zur Kirche des Volkes Gottes, von der Betreuungskirche zur Kirche der gemeinsamen Verantwortung.

Das ist sicher ein weiter und mühsamer Weg. In Salzburg haben wir uns schon mit dem Motto der Synode 1968 "Erneuerung der Diözese durch lebendige Christengemeinden" auf diesen Weg eingelassen. Viele positive Ansätze sind zu erkennen. Die große Zahl der Mitarbeiter in den Pfarrgemeinden ist nicht zu übersehen. Kleine Gruppen und Gemeinschaften entstehen, die spüren und erspüren, was Kirche meint. Im Bemühen um die Evangelisierung gelingt es, lebendige Zellen zu schaffen, wo das Wort Gottes lebendig wird und Kirche wächst. Es gibt immer mehr Menschen, für die Mitverantwortung kein leeres Wort ist. Diese Mitverantwortung zu wecken und Räume zu schaffen, wo Kirche heute erfahrbar wird, ist für uns Priester eine faszinierende Aufgabe.

Schwer ist es, dafür die nötigen Freiräume zu schaffen, weil der "Service-Betrieb" Kirche auch ständig anwächst. Die Formulare werden nicht weniger, sondern eher mehr. Der Bürokratismus blüht und gedeiht auch in der Kirche. Der wohlgemeinte und gute Versuch, gesamtösterreichisch auf einheitliche Formulare zu kommen, ist auch in eine Sackgasse geraten. Die Taufurkunde ist z.B. wieder viel umfangreicher geworden. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass jeder Ordinariatskanzler seine Lieblingsidee unterbringen wollte. Es bleibt die bedrängende Frage, wie wir dem Bürokratismus in der Kirche wehren können; was können wir, ja was müssten wir lassen? Wir sind ja nicht die Diener künftiger Ahnenforscher.

Der Ruf nach einer Entrümpelungsaktion darf nicht länger einfach verklingen. Wir müssen ganz entschieden überlegen, was wir an Papier, an Schreibzeit und damit an Kraft, die dadurch gebunden wird, einsparen können. Das Prinzip immer schneller, immer mehr, immer effektvoller führt hier nicht weiter. Das schafft nicht den nötigen Raum für neue Lebensvollzüge in der Kirche. Die von uns erträumten lebendigen Christengemeinden in gemeinsamer Verantwortung wachsen bestimmt nicht auf dem Berg der Anhäufungen, sondern können eher im Tal der Rodung aufblühen und reifen.

Drittes Spannungsfeld: Sakramentalisierung – Evangelisierung

Kardinal Basil Hume hat sich bei der Eröffnungsansprache zum V. Symposium der europäischen Bischöfe im Oktober 1982 unter anderem mit dem Problem der Abständigen in der Kirche befasst und dabei gesagt: "Ein Teil dieses Problems besteht darin, dass viele Katholiken zwar die Sakramente empfangen, wenn auch selten, dass sie aber nie eine persönliche Hingabe an Christus gemacht haben. Wir drücken das auf englisch manchmal so aus: Zu viele Menschen wurden 'sakramentalisiert', aber nicht 'evangelisiert'. Wir können dieses Problem nicht ignorieren." Mir geht dieses Wort nach. Die Wirklichkeit, die es anspricht, bedrängt mich, seit ich im pastoralen Dienst bin. Wie geht es mir damit in der Pfarrgemeinde? St. Johann im Pongau hat etwa 8.000 Einwohner. Wir sind zwei Priester. Die Statistik weist jährlich etwa 120 Taufen, 110 Firmkandidaten und 30 Trauungen aus. Dazu kommen mit dem Krankenhaus 800 bis 1000 Krankensalbungen. Die Beichten zählen wir nicht, obwohl der Visitationsbogen gelegentlich nach einer Angabe verlangt. Die Kommunionen lassen sich wenigstens von der Hostienrechnung ablesen.

Wir leiden auf keinen Fall unter einem sakramentalen Defizit, sondern eher unter der Problematik, ob der für das Sakrament vorausgesetzte Glaube in ausreichendem Maße gegeben ist. Wir beten bei jeder Taufe: "Gott, du schenkst den Glauben, ohne den es keine Taufe gibt. Lass uns jetzt auf dein Wort hören, damit dieser Glaube in uns wächst." Wir können aber die Spannung zwischen Evangelisierung und Sakramentalisierung damit nicht aufheben. Eine Menge Fragen bleiben. Sie beginnen bei der Kindertaufe, die wir mit guten Gründen gegen die Angriffe freikirchlicher Gruppen verteidigen. Können wir mit dem Taufgespräch, das nicht selten in Zeitnot gerät, genügend Glaube und Verantwortung bei den Eltern erwecken?

Die Firmvorbereitung unserer zwölfjährigen Mädchen und Buben in Gruppen ist ja recht schön, aber ist es oft nicht eine aufwendige und schließlich feierliche Verabschiedung vieler aus der Kirche? Ich habe einmal gemeint, wir könnten im Zusammenhang mit der Firmung eine radikale pastorale Herausforderung schaffen, indem wir das Firmalter höher hinaufsetzen und vorher durch einen intensiven Glaubenskurs die persönliche Hingabe an Christus fördern.

Ein ganz besonderes Problem ist die Kinder- und Schülerbeichte. Die Frage nach Umkehr und damit nach dem Umgang mit Schuld und Sünde ist eine Kernfrage, aber sind wir nicht manchmal zu früh mit dem Sakrament da? Und wie geht es uns mit den Kranken, mit den Patienten im Krankenhaus? Gehen wir nicht oft den kürzeren Weg der sakramentalen Versorgung und vernachlässigen den Dienst am Wort Gottes, das nicht weniger heilend wirkt? Wie geht es uns bei den Brautgesprächen? Ich habe unlängst einen Ungetauften mit einer meiner ehemaligen Schülerinnen getraut. Dabei habe ich gemerkt, dass es unter Umständen leichter ist, mit einem ungetauften, aber offenen Menschen von der Bibel her über die Ehe und Familie und über das Sakrament zu reden, als mit jenen, die uns vorschnell bestätigen, dass sie über das Wesen der christlichen Ehe unterrichtet sind und wissen, dass die Ehe unter Getauften ein Sakrament ist. Die Spannung zwischen Evangelisierung und Sakramentalisierung werden wir nie ganz aufheben. Trotzdem dürfen wir das Problem - wie Kardinal Hume sagt - nicht ignorieren. Es darf uns in diesem Zusammenhang auch kein Trost sein, dass schon Paulus in Röm 7,15 klagt, dass er sein Handeln nicht begreift, weil er nicht das tut, was er will, sondern das, was er hasst.

Viertes Spannungsfeld: Gruppe - einzelner

Gruppen und kleine Gemeinschaften sind heute für die Kirche eine Lebensfrage. Die Notwendigkeit der Communion-Erfahrung ist unbestritten und soll in einer breiten Vielfalt gesehen werden. Ich freue mich in meiner Gemeinde über jede Gruppe oder Runde, die entsteht, weil Christen miteinander die Bibel lesen, beten oder über den Glauben und ihr Leben reden wollen. Wir haben in verschiedenen Familien Bibelabende, wo nicht jedes Mal ein Priester dabei ist, wo einfach Christen aus der Nachbarschaft miteinander das Sonntagsevangelium vorbereiten und bedenken. Es gibt Gebetsgruppen, die nicht den Priester als Vorbeter dabei haben, es gibt Familienrunden und Jugendgruppen. Wenn es die Zeit zulässt, tut es einem selber wohl, in solche Gruppen hineinzugehen und mit den Leuten zu beten, zu reden und auf Gottes Wort zu hören. Trotzdem scheint es mir wichtig, dass solche Gruppen eigenständig sind, wobei die Offenheit hin auf die Gemeinde von großer Bedeutung ist.

Es gibt heute in der Kirche und in den Gemeinden auch so etwas wie eine Häresie der Gruppe, wo Christen einfach im Kreis sitzen und darüber hinaus nichts mehr merken und sehen. Es genügt die Beschäftigung mit sich selbst. Solche Gruppen können sehr vereinnahmend sein und auch den Priester voll binden. Schwierigkeiten bereiten auch jene Gruppen, die sich eine Zusammenkunft fast nicht denken und vorstellen können, wenn sie nicht in der Eucharistie gipfelt. Der Pfarrer kann und darf sich nicht von den Gruppen absorbieren lassen. Er muss sich immer wieder an das Gleichnis erinnern, in dem der Hirte die neunundneunzig Schafe in der Steppe zurücklässt und dem verlorenen nachgeht (Lk 15,3 ff.).

Es ist heute eine riesige pastorale Herausforderung, sich einem einzelnen zu widmen und ihn längere Zeit zu begleiten. Das kostet viel Zeit und Engagement. Mutter Teresa hat einmal gesagt: "Worauf es ankommt, das ist der einzelne!" Auch Kardinal König hat bezüglich Evangelisierung darauf hingewiesen, dass uns die Geschichte lehrt, dass Evangelisierung immer wieder bei der einzelnen starken Persönlichkeit eingesetzt hat und von dort weitergegangen ist. So wird der Priester immer zwischen Gruppen- und Einzelpastoral eingespannt sein. Heute besteht eher die Gefahr, dass der einzelne zu kurz kommt.

Fünftes Spannungsfeld: Verantwortung - Verordnung

In diesem Abschnitt blende ich noch einmal ein wenig zurück auf Früheres. Man könnte dieses Spannungsfeld auch mit den Begriffen Gehorsamsgewissen und Verantwortungsgewissen umschreiben. Das Verantwortungsgewissen schwebt uns unbestritten als Ziel für einen jeden vor. In einer Betreuungskirche werden dem einzelnen kaum eigene Entscheidungen abverlangt. Es wird ihm klar gesagt, was er zu tun und zu lassen hat. Christliches Leben wird bis in die Kleinigkeiten verordnet. Mit einem funktionierenden Gehorsamsgewissen kommt jeder gut aus. Dieses Schema passt aber nicht in eine Kirche des Volkes Gottes. Hier soll der einzelne verantwortungsbewusst mitdenken, mitleben und mitentscheiden.

Wir stehen da noch am Beginn eines langen Weges. Das wird deutlich bei einzelnen Pastoralstrategien. Das zeigt sich in der Beziehung Pfarre und übergeordnete Stellen. Bei vielen Dingen soll angefragt werden. Das schaut dann so aus, dass der Pfarrer die Gründe zusammenschreibt, alles einschickt und bestätigt zurückbekommt. Es ist letztlich eine Fleißaufgabe, die nicht viel bringt. Freilich ist manchmal eine Rückendeckung und Schützenhilfe gut. Diese könnte sich aber auf die entsprechenden Einzelfälle beschränken, um nicht auch dort dem Bürokratismus ein Tor aufzutun, wo im letzten doch die Verantwortung beim Pfarrer bleibt, weil er den nötigen Einblick für die Entscheidung haben kann und muss. Hier müssten nicht noch mehr Menschen belastet werden, die auf ihrer Verantwortungsebene ohnedies genug zu tun haben. Ich glaube nicht, dass Bischöfe und Generalvikare diesbezüglich unterfordert sind. Auch in diesem Bereich könnte manches eingespart und entrümpelt werden.

Sechstes Spannungsfeld : Pfarrer - Mitarbeiter

Wo Menschen in Gemeinschaft leben und miteinander arbeiten, gehören Spannungen selbstverständlich dazu. Vielleicht habe ich deshalb in meinem Referat dieses Spannungsfeld nicht angesprochen. In den Gesprächen ist mir klar geworden, dass es gut wäre, auch dazu einige Überlegungen anzustellen. Ich füge diesen Punkt bei der schriftlichen Fassung als Ergänzung ein. Ich möchte dabei die Aufmerksamkeit auf drei Bereiche lenken, die mir besonders bedenkenswert erscheinen.

Spannungen erwachsen im täglichen Miteinander und im pastoralen Bemühen oft aus theologisch sehr unterschiedlichen Auffassungen und spirituell verschiedenen Akzentsetzungen. Hier würde ich einer ständigen Weiterbildung und toleranter Offenheit das Wort reden, dann können Spannungen in diesem Bereich ein gesundes Ausmaß nicht übersteigen.

Besondere Aufmerksamkeit verdient die Frage der hauptamtlichen verheirateten Mitarbeiter. Der pastorale Dienst ist nicht immer familienfreundlich. Das kann zu großen Spannungen führen. Es gilt wohl einen Stil zu entwickeln, der den pastoralen Anforderungen entspricht und zugleich für die

Familie der Mitarbeiter den nötigen Freiraum offen lässt. Auf jeden Fall muss dieses Problem klar gesehen werden.

Schließlich sei noch die Versuchung angesprochen, den Mitarbeiter vor dem Menschen zu sehen. Wir Pfarrer sind es gewohnt, mit uns selber nicht zimperlich umzugehen. Der Dienst und die Arbeit stehen oft vor dem Leben und den persönlichen Bedürfnissen. Das kann dazu verleiten, dass im Blick auf die Mitarbeiter Dienst und Arbeit zu sehr in den Vordergrund rücken und die Frage, wie es ihnen dabei menschlich geht, in den Hintergrund tritt. Unnütze Reibungsverluste sind die Folge. Das Bemühen um eine Kultur guter menschlicher Beziehungen unter den Mitarbeitern ist bestimmt eine Grundvoraussetzung für eine gute und fruchtbare Pastoral.

Pfarrersein und priesterliche Identität

Mit der Frage, wie es einem Pfarrer heute geht, erkundigen wir uns auch nach seinem Selbstverständnis, nach der priesterlichen Identität. So möchte ich im letzten Teil meines Referates dazu einige Gedanken äußern.

Priesterliche Identität verlangt heute eine große Weite. Sie lässt uns zunächst nach unserem Verständnis von Kirche fragen und ist auch nur von daher zu gewinnen.

In der Verkündigung des Evangeliums und damit der Auferbauung der Kirche sehe ich den Ansatz für die Identität des Priesters. Das Priesteramt und davor das Bischofsamt mit der Leitung der Auferbauung der Kirche zu definieren, bietet einen Ausweg aus den einseitigen Konzepten und Praktiken, für die die Geschichte genug Beispiele liefern kann. Hier wird das Priesteramt nicht durch die Eucharistie definiert (wie im Mittelalter), noch durch die Sakramente (wie bei der nachtridentinischen Tradition), noch durch das Wort oder die Sendung, wie es heute manchmal anklingt. Das Priesteramt vorrangig durch die Auferbauung der Kirche zu definieren, die in der Sendung, der Mission, den Sakramenten und nicht zuletzt der Eucharistie besteht, führt zu einer Ausgewogenheit und zu einem Gleichgewicht, die es dem einzelnen Priester erlauben, ohne nachteilige Folgen diesen oder jenen Punkt der Aufgabe zu unterstreichen und zu betonen.

In Lumen Gentium macht das Konzil schon durch die Anordnung der Kapitel deutlich, dass die Hierarchie nicht mehr vor, sondern in die Mitte des Gottesvolkes zu stellen ist. Zudem ist eindeutig, dass das II. Vatikanum ganz bewusst sowohl das Autonom-Werden der Priester als auch die religiöse Disqualifizierung der Laien ablehnt. Lumen Gentium sagt an mehreren Stellen, dass auch die Laien an dem dreifachen Amt Christi, dem königlichen, priesterlichen und dem prophetischen, teilnehmen. Die Taufe verleiht allen Christen die gleiche Würde.

Es waltet "unter allen eine wahre Gleichheit in der allen Gläubigen gemeinsamen Würde und Tätigkeit zum Aufbau des Leibes Christi. Der Unterschied, den der Herr zwischen den geweihten Amtsträgern und dem übrigen Gottesvolk gesetzt hat, schließt eine Verbundenheit ein, da ja die Hirten und die anderen Gläubigen in enger Beziehung miteinander verbunden sind" (LG 32). Das Konzil sieht hier das Dienstamt in einer partnerschaftlichen Beziehung und erinnert zugleich an die Möglichkeit, im Dienste des Evangeliums an die Kräfte des Christenvolkes in seiner Gesamtheit zu appellieren. Schließlich gilt es ja, den Glauben in einer je bestimmten Kultur oder Gesellschaft zu verkünden. Dies bedeutet die Aufforderung zur notwendigen Inkulturation der Kirche, die aber der Anstrengung und Mitverantwortung des ganzen Gottesvolkes bedarf, wenn es gelingen soll, auch in unseren Tagen eine Sprachform zu finden, die es der Pfingsterzählung entsprechend ermöglicht, dass jedes Volk die Frohe Botschaft in seiner Sprache hört.

Wenn wir Priester unsere Identität und unser Dienstamt so verstehen wollen, stellt uns dies vor einen großen Lernprozess. Vor allem gilt es in unseren Gemeinden einen partnerschaftlichen Umgang mit den Gläubigen einzuüben. Hilfreich scheint mir dabei das gemeinsame Fragen und Suchen nach Lösungen im Pfarrgemeinderat, aber auch der gemeinsame Umgang mit dem Wort Gottes in Bibelrunden und in Glaubensgesprächskreisen. Wichtig ist auch die gegenseitige

Teilnahme und Teilhabe am Leben. Gute Erfahrungen habe ich da z. B. beim gemeinsamen Urlaub mit mehreren Familien aus der Pfarre gemacht. Partnerschaftlicher Umgang meint aber auch, sich einzulassen auf einzelne Menschen und ihr Lebensschicksal. Gerade die Begegnung mit jungen Menschen kann für uns Priester diesbezüglich ein Segen sein. Sie können uns am ehesten aus unserem theologischen Sprachghetto herausholen und uns helfen, die Botschaft Jesu für die Zukunft verständlich weiterzugeben.

Wichtig ist für meine Identität als Priester weiters der partnerschaftliche Austausch und Umgang mit den Kollegen. Ich bin dankbar für einen theologischen Arbeits- und Freundeskreis, den ich schon viele Jahre nicht mehr vermissen möchte. Besonders unterstreichen möchte ich aber hier die Aufgabe der Priesterräte. Ihnen kommt als Ort des Austausches bei der Arbeit in Richtung auf eine Glaubensinkulturation eine große Bedeutung zu. Da die Kultur größere Räume kennt, ist auch der Austausch auf der Ebene nationaler Arbeitsgemeinschaften wichtig, ja es soll der Blick sogar über diesen Zaun hinausreichen.

Nicht zuletzt sehe ich mein Dienstamt als Priester im Bezug zum Bischof. Auch hier ist für meine Identität der Gedanke der Partnerschaft von Bedeutung. Das Konzil lässt mich das Priesteramt als Teilnahme am Amt Christi verstehen. So verstehe ich mich im Blick auf den Bischof als Partner und nicht als Emanation des Bischofs.

Diese partnerschaftliche Sicht meines Dienstamtes als Priester, die uns im Vertrauen auf das Wirken des Heiligen Geistes immer wieder "wir" sagen und Kirche als Gemeinschaft erfahren lässt, hilft mir, die Spannungen, die im ersten Teil angesprochen waren, auszuhalten. Sie gibt mir Zuversicht, dass die nötige pastorale Entrümpelungsaktion gelingen kann, um für neue Lebensvollzüge in der Kirche den entsprechenden Freiraum zu schaffen, und sie lässt mich die Leitungsaufgabe bei der Verkündigung des Evangeliums und der Auferbauung der Kirche als faszinierenden Dienst in unserer Zeit erleben.

Herbert Thomann

Die Situation der Priester

Zunächst möchte ich, damit Sie wissen, auf welchem Hintergrund ich denke, kurz etwas zu meiner eigenen Biographie sagen:

Am 10. Oktober 1956 bin ich von H. Kardinal König zum Priester geweiht worden; es ist für mich noch immer ein schöner Tag, Seit vielen Jahren - schon unter Bischof Schoiswohl - bin ich im Ordinariat Graz tätig, wo ich mit dem Bischof unter einem Dache wohne. Mein Titel für die Arbeit ist "Diözesanvisitator", d.h. "dass ich im Namen des Bischofs die pastorale Visitation z.T. selbständig durchführe bzw. vor dem Bischof in die einzelnen Pfarren komme, Daneben leite ich selber eine eigene Pfarre (ca. 15 km westlich von Graz) mit einem Kirchenbesuch von sieben bis acht Prozent. Das Belastende an dieser Pfarre ist, dass es zwei Krankenhäuser gibt, das große Rehabilitationszentrum der Unfallversicherung in Tobelbad und dazu noch ein zweites Krankenhaus für interne Berufskrankheiten. In meiner Pfarre ist jetzt eine Kärntner Pastoralassistentin tätig, die dort versucht - auch in Abwesenheit des Pfarrers - die Seelsorge sicherzustellen.

Ich möchte Ihnen nun aus dieser Erfahrung ein paar Grundgedanken sagen; gerne schließe ich mich den Aussagen von Pfarrer Balthasar Sieberer an.

Wir sind als Priester eingespannt in ein vielfältiges Beziehungsgeflecht, das uns auch immer wieder bedrängt. Es sind dies zunächst die Beziehungen, die ich als Mann Gottes, als Priester, zu Gott selber habe; dann die Beziehungen, die mich prägen als Priester und Pfarrer in dieser konkreten Gemeinde, darüber hinaus bin ich eingefügt in das Presbyterium, in die Beziehungen zum Bischof und der Diözese und überdies bin ich ja Priester der gesamten Weltkirche.

Vorbemerkungen

Wenn wir über Priester reden, müssen wir ein Wort der Dankbarkeit für die Männer sagen, die auch in schwierigsten Situationen vor uns und mit uns versuchten, die Botschaft Jesu Christi weiterzugeben. Der Klerus gehört zu den Menschen, die viel Erfahrung mit den Menschen haben. Wir sind denen dankbar, die ihr Leben als Priester treu durchgetragen haben; die bereit sind, auch heute noch, selbst wenn sie älter, müder und vielleicht resignierter geworden sind, ihr Leben für die Botschaft Jesu einzusetzen. Der Klerus ist nach wie vor zu einer hohen Änderungsbereitschaft fähig. Das zeigt sich nicht nur in den Fortbildungskursen, die von den Diözesen angeboten werden und die von einer Vielzahl von Priestern angenommen werden; auch im Annehmen verschiedenster pastoraler Konzepte, die wir in den Jahren unseres Priesterseins erlebt haben, in der Annahme der Wünsche der Gemeinden und der Bischöfe war und ist - glaube ich - der Klerus nach wie vor höchst aufnahmebereit.

Dazu müssen wir sagen, dass der Vertrauensvorschuss der Leute, auch derer, die nicht Christen sind oder die ganz am Rande der Kirche stehen, zum Priester nach wie vor groß ist.

Ich meine oft, dass wir unverdient viel Vertrauen erhalten, zumindest in bestimmten Situationen des Lebens der Leute. Sicherlich ist der Priestermangel eine Belastung für viele: Nicht nur die quantitative Überlastung, der Mangel an Zeit für Erholung und Entspannung, sondern vor allem der Mangel an Zeit für geistliche Vertiefung.

Die qualitative Überforderung ist noch drängender, so dass wir auch in großen Pfarren Priester haben, die eine hohe Verantwortung tragen, die diese Aufgabe in anderen Zeiten mit mehr Priestern wahrscheinlich nicht bekommen hätten, die aber in der Zeit des Mangels mit überfordernden Aufgaben belastet sind. Dazu kommt, dass oft tragfähige Aussagen über das unaustauschbare und unverwechselbare Profil des priesterlichen Amtes fehlen. Deshalb habe ich noch einige Bitten an Sie, die Sie an entscheidenden Stellen für die Priester und das Volk, für die Menschen für die wir bestellt sind, vorbringen können, dass wir miteinander einen guten Weg für die Zukunft finden können.

Bedrängt im Glauben

Nun zu den einzelnen Beziehungen. Das erste Beziehungsfeld: Der Glaube des Priesters ist von vielen Seiten bedrängt. Das bedrängende Phänomen der fortschreitenden Säkularisierung betrifft den Priester unmittelbar. Er weiß, dass er mit Menschen zu tun hat (vor allem in den Begegnungen anlässlich der Sakramente, oder auch bei Begräbnissen), die sonst nie an Gott denken; dass das Wort Gottes, so wie es im Lukasevangelium steht (Lk 8,14), unter dem Reichtum, unter den Sorgen des Lebens oft erstickt ist, und das betrifft den Priester unmittelbar selbst. Deshalb meine Frage zur Überlegung: Wie geht es uns mit unserem eigenen Glauben?

Ich meine, dass manche Priester in ihrem Glauben unsicher geworden sind. Nicht so sehr über den richtigen Weg der Pastoral, sondern darüber, ob ich selber als Mann Gottes, als Priester, als Bote des Evangeliums auf dem richtigen Weg bin. Der Priester ist der Repräsentant und Bote des Glaubens. Die Autonomiebestrebungen der Menschen sind diesem Weg diametral entgegengesetzt und deshalb sind viel mehr Priester als wir glauben, bedrängt: nicht so sehr durch den Priestermangel, sondern durch den Mangel an lebendigem Glauben. Wir sollten zugeben, dass auch unsere Glaubensbereitschaft wachsen und sinken kann.

Dazu ein Wort über das Gebet des Priesters: Man kann über die Verpflichtung zum Breviergebet verschiedenst denken, aber ich vermute, dass eine große Zahl von Priestern nicht regelmäßig betet. Das hat bestimmte Konsequenzen; nur der Priester, der ein Mann des Glaubens ist und damit ein Mann des Gebetes, kann den Menschen Hilfe und Führung geben, die man von ihm erwartet. Deshalb auch meine Bitte an P. Sudbrack, dass er uns einen guten Weg zeigt, zusammen mit den Bischöfen und mit uns allen.

Ein Wort zur Lebensform des Zölibats: Viele Priester sind müde geworden wegen der immer neu entflammenden Diskussion über die Rechtfertigung des Zölibats, über die ständige Forderung, neue Argumente zu geben. Aber diese Diskussion - glaube ich - wird nicht aufhören; darum müssen wir sagen, warum wir selber jetzt so leben; wir müssen auch aufzeigen, warum wir gerne diesen Weg weitergehen.

Die Gemeinden und auch uns Priester bedrückt der Schmerz über den Austritt unserer Mitbrüder, über die erbetene und nicht gewährte Laisierung. Manchmal sind unsere Gemeinden auch traurig, wenn sie spüren, dass ihr Pfarrer, ihr Kaplan, der Priester, der bei ihnen wohnt, sein Versprechen verletzt; und manchmal gibt es das hämische Gerede über Vertuschen unserer Fehler und Verfehlungen durch die Kirche. Dabei glaube ich selber und mit vielen, die ich kenne, dass dieses Zeichen des Zölibats gerade in der gegenwärtigen Situation der fortschreitenden Säkularisierung unverzichtbar ist. Auch dafür brauchen wir ein Wort der Ermutigung und der Führung.

Hingeordnet auf die Gemeinde

Ich komme zum zweiten großen Beziehungsgeflecht, zur Gemeinde: Der Priester ist hingeordnet auf den Dienst in der Gemeinde, in der Verkündigung, auf die Sakramente, auf die Formung der Gemeinde zu einer brüderlichen Gemeinschaft.

Viele von uns sind älter, langsamer und müder geworden, aber wir sollten auch hier voll Dankbarkeit diese Priester erwähnen, die weit über ihr Pensionsalter hinaus nach wie vor bereit sind, ihren jüngeren Mitbrüdern zur Seite zu sein. Die Ansprüche, die die Leute stellen, auch die, die nicht zur Gemeinde gehören, aber steigen!

Vielleicht ist es gut, dass wir das alte katholische Wort "Pfarre" mehr in den Vordergrund stellen als nur das Wort "Gemeinde", und zwar deswegen, weil das Wort Pfarre meiner Meinung nach besser ausdrückt, dass diese Christengemeinde in der Diaspora dafür da ist, die Botschaft Gottes zu allen zu bringen, dass wir in diesen Spannungen, von denen Pfarrer Sieberer gesprochen hat, stehen, in

dem Schwanken zwischen einem zu großen Entgegenkommen und dem primären Auftrag der Evangelisierung.

Erst vor wenigen Tagen war eine Frau bei mir wegen der Taufe ihres Kindes, sie ist die fünfte Gattin ihres Mannes, er ist ausgetreten; sie stammt aus Jugoslawien und aus einer an sich christlichen Familie und ist auch hier bei uns aus der Kirche ausgetreten; sie möchte aber ihr Kind zur Taufe bringen. Wie handeln wir in dieser Spannung? Sie wissen selbst, wie bedrängend Ehesituationen sein können; wie wir in unseren Gemeinden nicht wissen, was wir zu den jungen Leuten, die lange formlos ohne Ehe zusammenleben, in "dokumentenfremen Lebensgemeinschaften", sagen sollen, wo wir zugleich wissen, dass auch sie unser gutes Wort brauchen.

Noch ein Wort zu den Mitarbeitern: Wir haben eine Vielzahl von Mitarbeitern dazu bekommen. Auch das ist eine Gnadengabe Gottes, wenn ich nur an die Tischmütter erinnern darf, an die Firmhelfer, an die, die sonst in der Pfarre mitsorgen und mitdenken, an den Pfarrgemeinderat. Nur ist der Umgang mit den Mitarbeitern - vor allem mit den hauptamtlichen - schwieriger geworden. Ich weiß nicht, ob Prof. Stenger⁴ das Wort vom "Psychoboom" zugibt, aber die Beziehungen untereinander sind durch eine zu starke emotionale Weckung viel zerbrechlicher geworden. Das Gefühl ("wie gehst Du mit mir um") steht zu sehr im Vordergrund.

Ich träume noch immer davon, dass es auch in meiner Pfarre eine Gebetsgruppe gibt, die miteinander betet, das Wort Gottes annimmt und die Seelsorge miteinander überdenkt, damit wir die Kraft haben zur Motivation und zur Aktivierung unserer Gemeinden.

Eingefügt in das Presbyterium

Darüber hinaus sind wir eingefügt in das Presbyterium, zusammen mit dem Bischof. Das schöne Wort der "Communio", das uns auch durch das Konzil wieder neu aus der Patristik nahegekommen ist, die Zusammenführung im Presbyterium soll auch im Vollzug wirksamer werden. Ich trage bei der Visitation die einzelnen Priester: Besuchst Du jemanden Deiner Nachbarn, Deiner Mitbrüder, kommt jemand zu Dir? Die Isolation, auch die selbst gewählte, ist oft erschreckend. Vielleicht auch deshalb, weil wir, was ich im ersten Punkt sagen wollte, über unsere eigene Glaubenssituation mit einem Mitbruder nicht so leicht reden können.

Ein anderes Stichwort: die "correctio fraterna" . Wie schwierig ist es, einem anderen in Güte zu sagen, dass wir miteinander auf dem Weg sind. Oder im Presbyterium das Werben für unseren eigenen geistlichen Beruf. Haben wir nicht bei allem Aufzeigen unserer Belastungen und Nöte darauf vergessen, dass wir manchmal etwa sagen müssen: Ich bin trotz aller Belastung gerne Priester, sodass die Leute spüren, dass ich mich an Gott anklammere und deshalb auch in einer hochsäkularisierten Welt von Gott, dem Dreifaltigen, rede.

Ein Wort auch zu den Bischöfen: Ich glaube, dass die Beziehungen der Priester zum Bischof viel freundlicher, kollegialer geworden sind; dass wir das dankbar anerkennen müssen, wenn wir auch manchmal selber gerne von "Amtskirche" sprechen. Die vertrauensvolle, brüderliche Zusammenarbeit ist ein Positivum, auf das wir mit Freude hinblicken können, wenn auch manche Priester sich von ihren Bischöfen nicht verstanden fühlen, oder zu wenig anerkannt und gewürdigt.

"Mitarbeiter Eurer Freude"

Ein Letztes über die Lebens- und Arbeitsbedingungen der Priester selber: Wir alle sollten mithelfen, durch unser Denken und Überlegen, dass wir ein paar gute Vorschläge für die Zukunft mitnehmen.

⁴ Univ.-Prof. P. Dr. Hermann Stenger, Pastoraltheologe, Innsbruck (Anm. d. Red.)

Erstens ein Wort über den Haushalt des Priesters: Es wird schwieriger, eine gute Atmosphäre in einem Pfarrhof zu finden, weil die Anzahl der Frauen, die bereit sind, das anfordernde Amt einer Pfarrhaushälterin zu übernehmen, sinkt. Dies ist nicht nur eine finanzielle Frage. Ich meine, dass wir in Zukunft vor allem dort, wo viele kleinere Pfarren sind, den Schritt gehen müssen, dass wir zu einer kleinen Kommunität von Priestern zusammenfinden. Das ist sicher nach unserem eigenen Werdegang und unserer Biographie nicht so leicht möglich. Vieles ist nicht machbar und planbar, aber das wäre ein kleiner Weg, dass die Isolierung, das Ressentiment von manchen Priestern aufgehoben werden könnte in einer größeren Gemeinschaft, wo fundamentale Ansprüche, vor allem des Haushalts, sichergestellt sind.

Ich möchte abschließen mit zwei Bitten: Wir sollen versuchen, durch unser Gespräch in dieser Situation, die Pfarrer Sieberer und ich aufzeigen wollten und die Ihnen nicht neu ist, einen guten Weg zu suchen, dass wir zwar auch mutig Strukturen ändern, vor allem aber bedenken, wo wir selbst uns ändern müssen. Dann vor allem die Bitte, dass wir das Gesamtpresbyterium in unserer Diözese und darüber hinaus mitbedenken, weil wir zugleich auch immer Priester der gesamten Weltkirche sind.

Zum Schluss zwei Bibelstellen: Erstens der Anruf von Mt 23,4 - Sie kennen die Stelle - "ihr bindet den Leuten unerträgliche Lasten auf, ihr selber rührt aber keinen Finger daran." Dieser harte Vorwurf, den Jesus den Pharisäern gemacht hat, hoffe ich, kann einen Priester der Kirche Gottes nicht treffen, weil wir doch mitleiden und mitsorgen mit den Menschen und ihrer vielfältigen Not. Die zweite Stelle: 2 Kor 1,24: "Wir sind Mitarbeiter Eurer Freude", wir sind die, die trotz aller Beengung und aller Sorgen im Dunkel über die Zukunft bereit sind, aus dem Glauben heraus, Mitarbeiter der Freude zu sein.



Die communio der Priester untereinander und der Priester mit dem Bischof wurde in den Vorträgen als bedeutsam für die priesterliche Spiritualität hervorgehoben. Im Bild Diözesanbischof Dr. Johann Weber, Graz-Seckau (2. v. l.), mit Priestern seiner Diözese.



Gespräch und Erfahrungsaustausch waren neben den Referaten wesentliche Elemente der Studientagung. Im Bildungshaus St. Georgen am Längsee bot sich dazu auch in den Arbeitspausen reichlich Gelegenheit.

Franz König

Spiritualität

Die geistlichen Quellen, aus denen Priester leben für sich und andere

Einleitung

In der 2. Lesung des Stundengebetes begegnet uns öfters ein Papst, der von der Geschichte den Namen Gregor der Große erhalten hat. Am Ende der Völkerwanderung galt er als der letzte Römer. Dass er ein Mann von geistlichem und weltlichem Format war, zeigt einerseits sein *liber regulae pastoralis*. Nach seiner Papstwahl begann er sofort für seine Mitbrüder im priesterlichen Amt ein Seelsorgskonzept zu verfassen, ein Buch, das bis ins Mittelalter dem Weltklerus in etwa das bedeutete, was die Regel des heiligen Benedikt für die Orden war. Auf der anderen Seite wissen wir von Gregor dem Großen, dass er vor seinem Eintritt in den geistlichen Stand Bürgermeister von Rom war (*praefectus urbi* 572-73).

Vor einigen Tagen begegneten wir im Lektionar zum Stundengebet (I, 8, S. 236) aus einer seiner Homilien folgendem Satz:

"Es gibt genügend Menschen, die hören wollen, aber es fehlen die, die reden wollen ... Wir haben das Priesteramt übernommen, doch die Arbeit des Amtes tun wir nicht."

Da Gregor d. Gr. sich selber in diese harte Kritik einschließt, meint er wohl das persönliche Ungenügen, das Unzufriedensein mit dem, was der Priester auf Grund seines geistlichen Amtes sein soll, die Spannung zwischen Sein des Priesters und Sollen auf Grund des priesterlichen Auftrages. Oder, das kann auch bedeuten: Darunter zu leiden, dass man zu wenig dem nahe kommt, was man als "Geistlicher" sein soll - als der von Christus gesandte beauftragte Lehrer und Hirte - sei es, dass die Motive zu schwach sind oder die Gewöhnung an ein Minimum lähmend wirkt. Das, was man von uns erwartet, tun wir nicht, vermögen es nicht zu tun.

Ich entnehme dieser Bemerkung des Papstes Gregor, dass seine Sorge in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts von der unsrigen in dieser Hinsicht nicht sehr verschieden war: Es rührt wohl an das Gemeinsame des überzeitlichen Anliegens einer priesterlichen Spiritualität.

Wenn Spiritualität allgemein umschrieben werden kann als Widerhall der Heilsgeschichte im geistlichen Leben des einzelnen Christen (Danielou) mit besonderer Betonung der Nachfolge Christi, so meint priesterliche Spiritualität: Auf Grund der Priesterweihe (die christlichen Grundsakramente vorausgesetzt) in der Person des Hauptes Christi zu handeln (Lumen Gentium 10), zum "Dienst an den Brüdern". Aber so wie das "gemeinsame Priestertum der Gläubigen" und das "hierarchische Priestertum" dem Wesen nach unterschieden, aber "einander zugeordnet sind" (LG 10), so sind auch die Spiritualität der Gläubigen und die des Priesters aufeinander zugeordnet.

Priesterliche Spiritualität gründet in der Sendung, dem Auftrag der Priesterweihe. Denn "um Gottes Volk zu weiden und zu lehren, hat Christus der Herr in seiner Kirche verschiedene Dienstämter eingesetzt, die auf das Wohl des ganzen Leibes ausgerichtet sind" (LG 18). Der Amtsträger steht "im Dienste seiner Brüder", er ist "zum Dienst am Volke Gottes gerufen" (LG 28). Er soll "die gesamte Kirche an ihrem Orte sichtbar machen" (a. a. O.) und damit "einen wirksamen Beitrag leisten zur Erbauung des gesamten Leibes Christi" (LG 18).

Damit wir einer solchen Sendung, einem solchen Auftrag unseres Amtes entsprechen, müssen wir beständig ringen um die entsprechende Gesinnung, Spiritualität in sich lebendig zu erhalten. Dieses Bemühen oder Ringen darum ist sozusagen der menschliche Aspekt des sakramentalen Sendungsauftrages.

"Wir sind also gesandt an Christi statt und Gott ist es, der uns mahnt: Wir bitten an Christi statt, lasst euch mit Gott versöhnen" (2 Kor 5,20). Gesandt sein, beauftragt sein durch Christus, bedeutet abhängig zu sein von ihm, von seinen Plänen und seiner Mittlertätigkeit. Gesandter sein bedeutet auch ein besonderes Vertrauensverhältnis: Der von einem Minister ausgesandte Botschafter besitzt das Vertrauen seines Ministers. Es besteht eine beständige Verbindung zwischen dem Botschafter

und dem, der ihn sendet. Der Botschafter bemüht sich, die Denkweise seines Ministers zu begreifen, in seinem Sinn zu handeln. Er hilft mit, auf seinem Posten in dem betreffenden Land seine Tätigkeit in diesem Sinn auszuüben. Interesselosigkeit, Entfremdung oder sogar entgegengesetzte Intention gegenüber dem sendenden Minister würde die Aufgabe des Botschafters sinnlos machen und seine Abberufung herbeiführen.

Die Parallele zur priesterlichen Sendung, zum priesterlichen Auftrag im Namen Christi zu handeln, liegt nahe. Es besteht ein Vertrauensverhältnis besonderer Art durch die priesterliche Sendung und die damit verbundene Beauftragung. Der Priester wird sich bemühen, ihn, der ihn sendet, in dessen Dienst er tritt, kennenzulernen, seinen Willen, seine Pläne, wie dies im Falle Christi in seiner Botschaft, in seinem Wort und in seiner Schrift niedergelegt ist. Der trinitarische Ursprung Christi, der Wille seines Vaters, das Reich Gottes sind geistliche, spirituelle Anliegen. Wer sich mit dieser Welt beschäftigt, soll spürbar davon erfasst, geprägt werden, ein "Geistlicher" sein. Das geschieht nicht von selber, nicht durch das Sakrament allein. Dazu braucht es noch ein persönliches Ringen und Mühen.

Die Teilnahme am Priestertum Christi erfolgt auch, um die Herde Christi zu leiten, um Hirte zu sein. Auch in diesem Fall ist der Hirte Gesandter an Christi statt. Die Gemeinde, die Herde, erwartet vom Hirten, der im Namen Christi, seiner Kirche, bestellt wurde, dass er nicht stumm bleibt, dass er Fragen beantwortet, rechte Wege weist und Unsicherheit zerstreut. Wie soll man das tun, wenn man nicht vom Geiste Gottes geleitet, erleuchtet und gefestigt wird. Ich sehe in der priesterlichen Hirtenaufgabe, seiner Leitungsfunktion, einen besonderen Antrieb, um beständig die Botschaft Christi zu hinterfragen, um sich immer aufs neue mit ihr zu befassen. Das gilt für mich ebenso wie für Sie.

Spiritualität des Priesters

(1.) Der Ausdruck Spiritualität stammt aus dem französischen (*spiritualité*), er ist seit dem 17. Jahrhundert dort im Gebrauch. Bei uns verwendete man früher das Wort Frömmigkeit, geistliches Leben. Heute ist Spiritualität längst auch im deutschen Sprachgebiet so wie bei den romanischen Völkern in Gebrauch. Ich bin nicht ganz der Meinung von P. Sudbrack: der Ausdruck zeuge von einer "kraftlosen Weltfremdheit" (*Sacramentum mundi* 4, 675). Das Wort bedeutet schlicht und einfach: im Dienste Christi stehen, nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich in einer Gesinnung und lebensmäßigen Einstellung, in seinem Dienste engagiert zu sein, in seinem Namen zu sprechen und zu handeln; dies so, dass man andere als Hirte und Lehrer in diesem Geiste führen und leiten kann. Geistliche Spiritualität setzt die Nähe zum Herrn voraus. Der Priester ist Freund und Knecht des Herrn. Damit steht er auch im Dienste der Kirche, des wandelnden Gottesvolkes.

(2.) Der Priester ist aus den Menschen genommen und für Menschen bestellt. Das bedeutet menschliche und christliche Solidarität mit den Seinen. Alles, was zu diesem zweifachen Dienst notwendig ist, gilt es zu pflegen, zu entfalten, sich darin zu vertiefen. Auch das gehört zur priesterlichen Spiritualität, um "dein Wort den Menschen so zu sagen, dass sie an dich glauben" (Tagesgebet von Anton Maria Claret). - Das ist nicht Technik, sondern Glaube und Liebe, die Sie und ich üben und vertiefen müssen, die Leben und Dienst des Priesters prägen müssen.

(3.) Wer das Wissen um die Sendung, das Bemühen um die Nachfolge des Herrn nicht stets erneuert und festigt, muss damit rechnen, seiner Spiritualität verlustig zu gehen und unglaubwürdig zu werden. Er kann auch menschlich in Zwiespalt und Zerrissenheit hineingerissen werden. Daher: Bedenke, was du tust, ahme nach, was du vollziehst.

Damit diese innere Einstellung, Gesinnung auf Grund der Sendung und der Nachfolge nicht austrocknet, muss man sich Zeit nehmen. Zum Beispiel vor der Messe wenigstens einige Minuten: Bedenke, was du tust, ahme nach, was du vollziehst.

Breviergebet: Ich kann bei einem Psalmvers, bei einem Satz der Lesung stehen bleiben und mich fragen: Was bedeutet das für mich im Blick auf meinen Tag, auf meine bestimmte Aufgabe. Wie lautet meine persönliche Antwort darauf!

Anfechtungen und Bedrohungen der Spiritualität

Der Priester, aus den Menschen genommen (Hebr 5,1), hat Anteil an dem, was die Menschen der jeweiligen Zeit bewegt und bedroht. Was die Spiritualität der Laien erschwert oder behindert, das behindert oder bedroht auch die priesterliche Spiritualität.

(1.) Ein Hinweis auf eine solche Bedrohung vgl. Georges Bernanos: "Man verliert den Glauben nicht, er hört nur auf, dem Leben die Form zu geben."

(2.) Zeichen unserer Zeit (vgl. Paul Tillich) ist der Verlust menschlicher und geistlicher Tiefe. Der Augenblick ist angefüllt mit Hektik: Es muss etwas geschehen, gesagt oder getan werden. Eine Sammlung und Dimension der Tiefe geistlicher Spiritualität ist dann schwierig.

(3.) In der säkularisierten und pluralen Welt kann sich nicht nur die priesterliche Spiritualität auflösen und abhanden kommen, ohne dass man es richtig merkt. Auch der Glaube des Priesters kann so verdunsten.

(4.) Ein anderer Feind der priesterlichen Spiritualität ist die Gewöhnung. Selbst das Heiligste kann zur Gewohnheit werden und seine Kraft verlieren. Die Lebenssituation nicht weniger Priester wird von verschiedenen Autoren mit verschiedenen Stichworten gekennzeichnet: überanstrengt, gestresst, gespalten, Betriebsamkeit, Probleme der Zusammenarbeit. Die mit diesen Stichworten genannten Probleme sind einerseits Hindernis für die Spiritualität, aber andererseits sollten sie durch die Spiritualität bewältigt werden.

Es ist aber für den Priester auch gut, aus eigener Erfahrung um die Anfechtung des Glaubens und die Nöte der Spiritualität der Christen unserer Zeit zu wissen. Denn er teilt mit ihnen Freude und Hoffnung, Trauer und Angst.

(5.) Eine andere Schwierigkeit: Zu wenig Verankerung im Presbyterium (Pfarrerwochen, Kaplanswochen, Fortbildungskurse usw.) - oder: man lässt sich in Beschlag legen von dem, was kommt, das heißt keine Überlegung, keine Planung, keine Prioritäten.

(6.) Zu den Schwierigkeiten ist weiters zu zählen: Unklarheit im Priesterbild, das heißt bloß kirchlicher Angestellter, nur im Dienst der Gemeinde - falsche Demokratisierung.

Die Quellen der Spiritualität

(1.) Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von jedem Wort, das aus dem Munde Gottes kommt. Das Wort Gottes in der Schrift ist nicht nur der Anfang des Glaubens, Begründung des Glaubens, sondern die stete Quelle des Lebens, die der Priester für sich und die anderen beständig ausschöpfen soll, um in seiner inneren Einstellung seiner Sendung und seinem Auftrag zu entsprechen.

(2.) Das Wort Gottes hat zu verschiedenen Zeiten in verschiedenen Situationen der Begegnung eine verschiedene Aussagekraft und Wirkung. Vgl. einen Passus beim Kirchenlehrer Ephraim dem Syrer:

"Niemand solle glauben, dass Gottes Wort nur das enthält, was er darin gefunden hat. Er muss wissen, dass er aus dem reichen Inhalt nur einen Teil finden konnte, so wie die Quelle nicht ausgeschöpft ist, wenn der Durst des Wanderers gestillt ist. Was du bekommen und erreicht hast, ist nur dein Anteil. Was übrig ist, wirst du einst erben. Was du infolge deiner Unzulänglichkeit in dieser Stunde nicht erlangen kannst, bekommst du in einer anderen."

(3.) Das Stundengebet - zum Großteil aus Worten der Schrift bestehend - ist eine beständige und praktische Hilfe, um aus der Kraft des Wortes zu leben, die geistliche Spiritualität immer wieder zu erneuern.

(4.) Zur personalen Aneignung bedarf es des Nachdenkens, der Meditation, des Redens, des Sprechens mit dem Herrn, der Prüfung des Tages im Lichte seines Wortes, Bitte um Hilfe und Beistand in den konkreten Aufgaben des Tages. - Das Gebet ist die Grundlage, die Voraussetzung persönlicher Religiosität. Das persönliche Gebet hat viele Formen, viele Möglichkeiten. Das heißt wieder, Spiritualität ist nicht eine Theorie, sondern persönliches Leben, persönliche Gesinnung. Spiritualität wird einem nicht mit der Priesterweihe als selbstverständliche Beigabe geschenkt, sie muss täglich errungen werden und ist eine Frucht ständigen Bemühens. Das meint der heilige Ambrosius, der in einem Brief über die "Aufgabe des Priesters" schreibt: "... ein jeder, der auf dem Berg Wasser sammelt, zu sich hinleitet oder aus den Quellen schöpft, der ist selbst wie eine Wolke, die herabtaut. Fülle also die Tiefe deines Herzens, damit dein Erdreich feucht wird, getränkt wird von den Quellen deines eigenen Innern." Wer Spiritualität wirklich besitzt, der ist reich, der beschenkt damit wieder andere. Deswegen sagt auch die Schrift: "Wenn die Wolken sich mit Regen füllen, schütten sie ihn über das Land aus."

Anmerkung eines Universitätsprofessors der Philosophie zum Gebet (Peter Wust, gestorben 1940 in Münster i.W., der in seiner letzten Krankheit an seine Schüler einen Abschiedsbrief schrieb):

"Und wenn Sie mich nun fragen wollten, bevor ich jetzt gehe und endgültig gehe, ob ich nicht einen Zauberschlüssel kenne, der einem das letzte Tor zur Weisheit des Lebens erschließen könne, dann würde ich Ihnen antworten: 'Jawohl' - und zwar ist dieser Zauberschlüssel nicht die Reflexion, wie Sie von einem Philosophen vielleicht erwarten möchten, sondern das Gebet. Das Gebet als letzte Hingabe gefasst, macht still, macht kindlich, macht objektiv. Ein Mensch wächst für mich in dem Maße immer tiefer hinein in den Raum der Humanität (nicht des Humanismus), wie er zu beten imstande ist, sofern nur das rechte Beten gemeint ist."

(5.) Die Heiligen in der Kirche sind lebendige: überzeugende Beispiele geistlicher oder priesterlicher Spiritualität; Beispiele, wie man aus der Kraft des Wortes und des Gebetes leben kann.

(6.) Spiritualität lebt aus der Kraft der Sakramente: "Entfache die Gnade Gottes wieder, die dir durch die Auflegung meiner Hände zuteil wurde" (2 Tim 1,6). – Nicht nur die Priesterweihe, alle Sakramente sind Zeichen der Gnade. Das heißt, ich muss nicht etwas tun, sondern mich bereit machen, um mich von Gott beschenken zu lassen. Dieses Geschenk darf ich aber nicht im Boden vergraben, sondern ich muss damit auf menschliche und priesterliche Weise etwas dazutun, damit aus dem einen Talent fünf bzw. zehn werden.

(7.) Auch die Gemeinde kann Quelle der Spiritualität sein. Röm 1,11 f.: "Denn ich sehne mich danach, euch zu sehen; ich möchte euch geistliche Gaben vermitteln, damit ihr dadurch gestärkt werdet, oder besser: damit wir, wenn ich bei euch bin, miteinander Zuspruch empfangen durch

euren und meinen Glauben." Die Gemeinde kann im besten Sinne des Wortes aufbauen, die Spiritualität des Priesters vertiefen. Damit können Spannungen, die es in jeder Gemeinde geben wird, bewältigt und die Spiritualität gestärkt werden (vgl. Bernanos, Tagebuch eines Landpfarrers; oder E. Schaper, Die sterbende Kirche oder die Macht der Ohnmächtigen; beide schildern spannungsgeladene Verhältnisse von Priester und Gemeinde mit positiven und negativen Effekten).⁵ Für die Spiritualität des Priesters ist es wichtig, wie er solche Herausforderungen bewältigt. Die Spiritualität des Priesters kann gefördert werden durch verschiedene Intensivgruppen.

(8.) Apostolischer Einsatz und Spiritualität. Vgl. Joh 4,34: "Meine Speise ist es, den Willen dessen zu tun, der mich gesandt hat, und sein Werk zu Ende zu führen." – Dazu "Dienst und Leben des Priesters", 13: "Auf eigene Weise gelangen die Priester zur Heiligkeit, wenn sie ihre Ämter aufrichtig und unermüdlich im Geiste Christi ausüben."

Wie der Mensch (nach Papst Johannes Paul) durch die Arbeit mehr Mensch ist, so kann auch der Christ und der Priester durch den apostolischen Einsatz mehr Christ sein und seine Spiritualität vertiefen, oder: Wie die Gemeinde kann auch die apostolische Arbeit zur Herausforderung der Spiritualität werden.⁶

Das sind einige Hinweise auf die uns allen zugänglichen Quellen der Spiritualität. Daher: "Freudig lasst uns schöpfen lebendige Wasser aus den Quellen des Heils" (Psalm 122).

⁵ Edzard Schaper gehört zu den bedeutendsten Autoren der Gegenwart, dessen Romane mit religiösen Themen ich empfehlen möchte: Aufbruch der Gerechten 1963, Die sterbende Kirche 1935, Der letzte Advent 1949. Schaper wurde sowohl von den Nationalsozialisten wie von den Sowjets in Abwesenheit zum Tode verurteilt. In seinem Leben war er zu verschiedenen Zeiten Schauspieler, Gärtner, Musiker, Matrose; er lebte in Litauen, Estland sowie in völliger Zurückgezogenheit zwei Jahre auf einer dänischen Insel. 1952 wurde er katholischer Christ.

⁶ Für alle viel beschäftigten Bischöfe und Priester - und wer gehört nicht dazu - ein Hinweis aus "Dienst und Leben der Priester", 14: "Die von den überaus zahlreichen Verpflichtungen ihres Amtes hin- und hergerissen werden, können mit bangem Herzen fragen, wie sie mit ihrer äußeren Tätigkeit noch das innere Leben (d. h. ihre Spiritualität) in Einklang zu bringen vermögen. Zur Erzielung solcher Lebenseinheit genügt weder eine rein äußere Ordnung der Amtsgeschäfte noch die bloße Pflege der Frömmigkeitsübungen, sofern diese auch dazu beitragen mögen." Und das Konzil rät solchen Priestern - und wer gehört nicht dazu - "in der Ausübung ihres Amtes dem Beispiel Christi, des Herrn zu folgen, dessen Speise es war, den Willen dessen zu tun, der ihn gesandt hatte".

Egon Kapellari

Der persönliche Lebensstil des Priesters

Die Vorfrage nach dem Stil - "ars vivendi et ars moriendi"

Die Frage nach dem priesterlichen Lebensstil stellt die Vorfrage, was denn eigentlich mit "Stil" gemeint sei. "Stil ist die Einheit der Formen, die in einem Kunstwerk zum Ausdruck kommen" sagt das Neue Herder-Lexikon und fügt hinzu, man habe den Begriff "Stil" zuerst nur auf Literatur bezogen, dann (seit Winckelmann) auch auf die bildende Kunst ausgedehnt und schließlich auf verschiedenste Gebiete - so auch auf die Lebensführung als "Lebensstil" bezogen.

Stil hat also von Haus aus mit Kunst zu tun, und Lebensstil ist dann so etwas wie Lebenskunst in Anlehnung an die im Barock noch geübte und heute weithin verlernte "ars vivendi et ars moriendi", die Kunst des Lebens und die Kunst des Sterbens.

Im Laufe der Kirchengeschichte gab es nacheinander und auch mit- und gegeneinander eine Vielzahl von christlichen Lebensstilen und Hans Urs von Balthasar widmet einen Großteil seines Hauptwerkes "Herrlichkeit" der Ausbreitung und Darstellung eines Fächers von - wie er unterscheidet - laikalen und klerikalen Stilen, ausgehend von Irenäus von Lyon über Dante und Bonaventura bis zum Jesuitendichter Hopkins und zu Charles Peguy.

Auch heute gibt es gleichzeitig einen breiten Fächer spiritueller Stile bei Laien, Priestern und Ordenschristen und wahrscheinlich repräsentieren wir - die hier im Saal versammelten Bischöfe, Priester und Ordensleute - einen nicht geringen Teil dieses Spektrums. Nicht von der Fülle des Unterschiedlichen soll aber heute die Rede sein, sondern vom Gemeinsamen, Umgreifenden und Tragenden in allen diesen Einzelstilen.

Es geht hier auch nicht um die Unterscheidung von - mit Balthasar geredet - laikalen und klerikalen Stilen, sondern um die Beleuchtung einiger Facetten, einiger Bausteine, deren Tragkraft in einem christlichen, zumal in einem priesterlichen Leben besonders gefordert ist. Im ganzen soll von fünf solcher Facetten oder Bausteinen die Rede sein.

"Kirche ist Einladung"

Ein erster Baustein ist die Haltung der Einladung. "Kirche ist Einladung" hat ein Bischof zur Zeit des II. Vatikanischen Konzils gesagt. Diese einladende Haltung ist die beständige Aktualisierung der Gebärde Christi am Kreuz, der die Arme ausbreitet und so die Verheißung einlöst: "Wenn ich erhöht bin, werde ich alles an mich ziehen." Die geöffneten Arme machen verwundbar. Daran erinnert uns die Herzwunde des Gekreuzigten.

Ein besonders ergreifendes Beispiel für die Verletzbarkeit dessen, der im Namen Christi einlädt, habe ich vor vielleicht zwanzig Jahren im evangelischen Kloster Taizé in Burgund erlebt. Die Brüder von Taizé hatten damals ein Stück weißer Pappe an die Stufen, die zu ihrer Kirche führten, gelehnt und darauf mit dickem Filzstift ungefähr folgende Worte geschrieben: "Ihr, die ihr eintretet, lasst euch versöhnen: der Mann mit der Frau, der Vater mit dem Sohn, die Mutter mit der Tochter, der Einheimische mit dem Fremden - der Mensch mit Gott." Hier waren beinahe alle Grundpolaritäten aufgezählt, die das Leben des einzelnen und der Gesellschaft prägen und die so zu zerreißen Konflikten führen. Ergreifend wehrlos war dieses Wort an der Kirchenschwelle, diese Einladung zur Versöhnung. Man konnte achtlos oder auch absichtlich mit dem Fuß diesen Text umstoßen und so das Wort zum Schweigen bringen.

"Kirche ist Einladung" - diese Wesensaussage soll besonders auch im Leben der Priester ihren Ausdruck finden. Wie einladend sind unsere Schwellen, unsere Häuser und Wohnungen? Ist ein Raum hinter der Schwelle, der zum Verweilen einlädt? Ist da bei aller gebotenen Schlichtheit eine Form, die zum Gefäß des Geistes werden kann?

Koinonia - Repraesentatio der Heiligsten Dreifaltigkeit

Wenn von der Kirche als einer Einladung die Rede ist, dann ergibt sich gleich auch die Frage, wozu denn hier eingeladen wird. Die Antwort gibt bündig ein Zentralwort neutestamentlicher und altchristlicher Theologie, das seit einiger Zeit wieder entdeckt ist und auf den Reichtum seiner Bedeutung hin angefragt wird, das Wort "Koinonia". In verkürzender Übersetzung bedeutet Koinonia Gemeinschaft, allerdings in Dimensionen, die beim heutigen Gebrauch dieses Wortes zumeist verschlossen bleiben.

In die Fülle der Bedeutung von Koinonia weist hingegen eine altchristliche Kirchenordnung, die Didaskalia, indem sie die Bischöfe anweist, sie mögen möglichst alles gemeinsam tun. Die Begründung dafür wird sogleich gegeben. Sie lautet ganz anders, als man sie heute üblicherweise erwarten würde: Die Bischöfe sollen gemeinsam handeln, nicht um Zeit und Energie zu sparen oder der Umgebung das schlechte Beispiel kirchlicher Uneinigkeit zu ersparen, sondern "damit die Heiligste Dreifaltigkeit geehrt werde". Damit ist die Wurzel der Koinonia aufgedeckt: es geht um die Repraesentatio der Heiligsten Dreifaltigkeit.

Gott ist Gespräch, ewiges Gespräch des Vaters mit dem Sohn im Heiligen Geist - so kann vielleicht auch einem durchschnittlichen Menschen heute das Mysterium der Trinität erschlossen werden. Die Heiligste Dreifaltigkeit ehren, repräsentieren (im Vollsinn dieses strapazierten Wortes) heißt dann nicht nur Gespräche führen, sondern selbst Gespräch sein. Der Dichter Friedrich Hölderlin sagt in einer seiner Hymnen:

"Viel hat erfahren der Mensch, der Himmlischen viele genannt, seit ein Gespräch wir sind und hören können voneinander." Hier ist auf das Detail zu achten. Nicht vom Führen, sondern vom Sein des Gesprächs ist die Rede. Wo Menschen solchermaßen ein Gespräch sind, da entsteht ein Raum, wie ihn Georg Trakl im wohl bekanntesten seiner Gedichte, im "Winterabend" beschrieben hat. Die dritte Strophe lautet:

Wanderer tritt still herein
Schmerz versteinerte die Schwelle
Da erglänzt in reiner Helle
Auf dem Tische Brot und Wein

Die Beschreibung der winterlichen Stube und der Speisen auf dem einladenden Tisch eröffnet dem Christen wie von selbst eine Perspektive auf etwas Größeres, auf die Eucharistie. Vielleicht muss der Weg in die Koinonia der Eucharistie für viele Abständige und Suchende zuvor durch unsere Wohnungen führen und müssen diese Wohnungen etwas von der Qualität einer winterlichen Stube haben, die Trakl beschrieben hat.

Koinonia! Gibt es das in den Pfarrhäusern, Klöstern, Priesterkreisen und Bischofskonferenzen?

Vereinzelung vor Gott

Als dritten Baustein, dritte Facette eines mehr als oberflächlich verstandenen christlichen und schon gar priesterlichen Lebensstiles nenne ich komplementär zur Koinonia die Vereinzelung vor Gott. Gott beruft sich ein Volk, aber er braucht in dieser Berufung der vielen immer wieder einzelne, die aus der Menge herausgerufen werden. Dieser Ruf wird zumeist nur in der Stille vernommen. Ort der Stille ist vor allem die Wüste und Wüste kann vieles sein. Nicht nur die geographische Wüste, in welcher das Wort des Herrn an den Täufer Johannes erging, wie wir im Advent wieder hören werden, sondern auch das Schweigen eines Klosters. "Ich hörte die Stille" lautet der Titel eines Buches, in welchem ein Holländer über seinen Aufenthalt in einer kanadischen Trappistenabtei berichtet.

Vieles schwört sich allemal gegen diese Stille. Blaise Pascal hat schon im 17. Jahrhundert beklagt, dass viele Übel daraus entstehen, Kriege sogar, weil die Menschen nicht imstande seien im

Zimmer allein zu bleiben. Der große Philosoph hätte heute wohl noch mehr Grund für eine solche Klage.

Wer die Stille nicht freiwillig aufsucht, dem wird sie eines Tages jählings aufgeladen, ohne dass er darauf vorbereitet wäre. Die größten Exerzitienhäuser, die es gibt, stehen zumeist nicht in kirchlicher Trägerschaft. Es sind die Spitäler aller Art. Dort sind die Menschen, die erzwungenermaßen viel Zeit haben zum Nachdenken und viel Zeit hätten zum Beten. Sie warten bewusst oder halb bewusst auf jemanden, der ihnen die großen Exerzitien ihres Lebens geben könnte, der ihnen in geistlicher Meisterschaft einen Weg zeigen könnte. Können wir das? Sind wir selbst lang genug in der Wüste gewesen, unverwandt beim Herrn in selbst gewählter oder auferlegter Einsamkeit?

Könnten wir gemeint sein mit dem Paradoxon aus einer der "Hymnen an die Kirche" von Gertrud von le Fort "Deine Einsamen sprechen von Einsamkeit los"?

Liturgie als Stellvertretung

Ein viertes Element des christlichen, des priesterlichen Lebensstils hinter allen Einzelstilen heißt Stellvertretung. Alles, was ich darüber in Jahren studiert hatte, wurde erlebnismäßig eingeholt und überholt bei einem Besuch in der Kirche des Moskauer Patriarchates in Jerusalem. Ein befreundeter Priester und hervorragender Kenner der Ostkirche begleitete mich an einem Samstagabend dorthin zur Vesper. Ein Erzpriester, ein Diakon und ein Chor von vielleicht sieben Nonnen gestalteten diese mehr als zwei Stunden dauernde Liturgie mit aller nur möglichen Feierlichkeit. Es gab keinerlei Hast oder Nachlässigkeit, obwohl die anwesende Gemeinde nur fünf Christen aus verschiedenen Kirchen umfasste. Sie vertraten ganz Russland an den Heiligen Stätten, sagte mein Freund, und das hält sie aufrecht. Beschämt dachte ich an manche katholische Liturgie, die doch auch - mindestens bis zur Änderung einiger Texte vor wenigen Jahren - unter dem ausdrücklichen Anspruch stand, für das Heil der ganzen Welt - "pro totius mundi salute" - dargebracht zu werden: Liturgie als Stellvertretung vor Gott.

Georges Bernanos hat in seinem Roman "Tagebuch eines Landpfarrers" die Spiritualität der Stellvertretung auf ergreifende Weise zum Ausdruck gebracht. Er beschreibt, wie der Landpfarrer auf dem Heimweg im Regen sein Dorf in der Mulde liegen sieht, im nassen Schlamm steckend und im Alkohol beinahe ertrunken. Ein Gefühl großer Zärtlichkeit überkommt den scheinbar erfolglosen Seelsorger und er denkt bei sich, dass in dieser Stunde ein Heiliger dieses schlafende Dorf hätte aufwecken können. Der Landpfarrer selbst ist ein Heiliger, aber er weiß es nicht.

Eschatologische Spannung

Ein fünftes Element unserer Spiritualität - „und damit beschließe ich diese höchst fragmentarischen Überlegungen – ist die eschatologische Spannung. Ernst Troeltsch, liberaler Protestant und Lehrer Gertruds von le Fort vor ihrer Konversion zur katholischen Kirche, hat vor Jahrzehnten die protestantische Theologie seiner Zeit durch die ironische Bemerkung charakterisiert "Das eschatologische Büro ist meistens geschlossen." Seit den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts hat sich im Panorama der evangelischen wie der katholischen Theologie viel verändert. Dennoch ist die Kirche auch heute davon bedroht, das eschatologische Salz preiszugeben.

Wenn ich nach Beispielen für eine durchgehaltene eschatologische Spannung unter den heutigen Bedingungen suche, dann erinnere ich mich meist an eine sehr alte Karmelitin, die spät den Weg ins Kloster gefunden und dann einige wichtige Bücher zur Einführung ins geistliche Leben verfasst hat. Ich habe sie manchmal beim Morgengottesdienst in der Klausurkapelle gesehen. Sie saß im Rollstuhl mit gekrümmtem Rücken, aber mit zum Morgenlicht erhobenem Antlitz, und glich einer

gut gespannten Feder, bereit vorzuzschnellen auf ein Ziel hin. Welch ein Unterschied zwischen dieser Greisin und so vielen anderen alten Menschen, die im Altersheim auf die leere weiße Wand starren und kaum noch warten, weil ohnedies so selten jemand anklopft und zum Besuch eintritt. Die greise Karmelitin hat mich an eines der frühen Gedichte von Ernesto Cardenal erinnert, die er im Trappistenkloster Gethsemane in Kentucky geschrieben hat. Es beschreibt zuerst die nächtliche Stimmung in einer amerikanischen Großstadt. Leuchtreklamen schalten sich ein und wieder aus. Sie preisen die scheinbar unentbehrlichen Zivilisationsprodukte Colgate-Zahnpaste, Chesterfield-Zigaretten und Coca-Cola an. Dann aber wird ein Kontrastbild beschworen. In einer Trappistenabtei weit vor der Stadt treten Mönche lang vor Tag in die dunkle Kirche ein. Sie zünden kleine Lampen im Chorgestühl an, schlagen die großen Bücher auf und beginnen die Psalmen zu singen. "Es sind", sagt Cardenal, "die klugen Jungfrauen, die auf den Bräutigam warten in der Nacht der Vereinigten Staaten."

Die eschatologische Gespanntheit ist auf den Tod und auf die vergessene "ars moriendi" ausgerichtet. Wie selten bedenkt der durchschnittliche Mensch heute bei allem notwendigen und unnötigen Zugreifen auf Dinge und Menschen, dass sich im Tod seine Greifhände öffnen werden in der Passion völliger Enteignung, die zugleich zur Tat liebender Selbstübereignung an Gott werden könnte.

Wer aber dies bedenkt, der ist gelassen inmitten aller Turbulenzen und kann anderen seine eigene Gelassenheit aus Glauben vermitteln.

Christlicher, priesterlicher Lebensstil ist, wie eingangs gesagt wurde, Lebenskunst und Kunst des Sterbens zugleich: Ein Angebot zum Mitlernen an alle, denen der Priester als Zeuge Jesu Christi begegnet.

Johann Weber

Für eine Pastoral des ruhigen Herzens (vgl. Joh 14,27)

Man soll nicht über die Pastoral reden wie über einen Gegenstand, sondern: Ich "bin Pastoral", denn ich bin Priester, Hirte. Ich bin dazu gerufen worden vom Hirten der Völker und der Zeiten. Er will alle an sich ziehen (Joh 12,32), weil er uns liebt und sucht. Mit uns will er das Reich der Gerechtigkeit und Wahrheit, des Lichtes und der Liebe vollenden, das er selbst ist. Er hat sich selbst hingegeben. Für jene, die er zu sich gerufen hat, weil er sie wollte, weil er sie erwählt hatte (Mk 13), ist es nicht bloß eine Tätigkeit, sondern ihr Sein, ihn weiterzugeben.

Vor den Plänen und Konzepten muss ich Zugänge sichern. Ich nenne drei:

- a) Mir ist das endgültige Geschenk Gottes an die Menschen zu treuen Händen übergeben - es kommt nichts mehr nach. Mit Verstand und Herzen muss ich wissen, dass er zuerst redet und dass er wirkt bis heute. Pastoral, Bekehrung, Glaube sind nicht machbar, aber wir können seiner Zuwendung einen Weg bereiten (Mt 3,3).
- b) Es wird gut sein, mindestens einen Gesprächspartner zu haben - also einen Partner, dem ich ins Auge schaue - der auf der "anderen Seite" ist, dem Glaube und Kirche fremd sind. Das ist mehr als ein Training des Umgangs mit Fernstehenden; ich brauche die Berührung, den buchstäblichen Blick auf jene Wirklichkeit, die die Mission, die Erstmission fordert.
- c) Man muss spüren können, dass ich gerne Priester bin.

Wie kann man nun konkret leben in einer Pastoral "des ruhigen Herzens"? Ich möchte etwas über die Katechese, das Zeugnis der Auferstehung und den Hirtendienst sagen.

Glaubensunterweisung in Verantwortung

Glaubensunterweisung in Verantwortung heißt mit anderen Worten: Wir sind Lehrer, Erzieher zum Glauben. Diese Verantwortung hat ihren Grund in der Hingabe Christi, die fortgesetzt wird in der Weitergabe des Glaubens. Diese Weitergabe also mehr als eine Tätigkeit, mehr als ein Auftrag des Herrn.

Dabei ist Walter Kasper zuzustimmen: "Ohne eigene Identität gibt es aber auch keine Relevanz... Die Antwort auf diese Frage kann... nur noch theologisch von der 'Sache' des christlichen Glaubens her gegeben werden" (Einführung in den katholischen Erwachsenenkatechismus, S. 20 f.).

a) Entdecken wir ohne Enttäuschung und Verwunderung, dass wir hierzulande jetzt besonders deutlich in der Situation der Erstkatechese, der Erstmissionierung stehen. Die Inkarnation geschieht auch in der sich wandelnden Zeit: die Menschen von heute, in ihren Wohnungen, auf unseren Straßen - diese Menschen und Gott?

Wie aber kann meinen Leuten, ja auch mir selbst ein neuer Zugang des Verstandes und des Herzens und der Lebensentscheidungen zum lebendigen Gott geöffnet werden? Diese Erstmission haben wir nicht recht gelernt.

Der viel gebrauchte Satz "Christus ja - Kirche nein" könnte bei näherem Zusehen eine große Täuschung sein. Der Österreicher will vermutlich gar nicht Abschied nehmen von seiner Kirche, denn in Wirklichkeit möchte er trotz vieler Einwände gegen sie - wozu sie ja auch Gründe liefert - eigentlich den in sein Leben hineingreifenden Gott auf Distanz halten - den Gott Abrahams und Isaaks, mit dem Jakob ringt und dem Christus Gehorsam erweist - der Gott, der Jesus auferweckt, der uns auferweckt, der hineinreicht in die Mitte der Entscheidungen der Seele.

Oft betreiben wir nur eine Beschwichtigungs- und Beschäftigungspastoral. Wir sollten aber vielmehr die Grundzüge des Umgangs mit Gott suchen, leben und lehren. "Das Gebet ist der wichtigste und der wesentlichste Ausdruck des Glaubens an Gott; es ist der antwortende Glaube, sozusagen der Ernstfall des Glaubens" (Erwachsenenkatechismus 86). "Gebet ist Ausdruck der Sehnsucht des Menschen vor Gott" (Thomas von Aquin - Erwachsenenkatechismus 67). Wie können wir unsere Leute Gott lehren, wenn wir ohne Sehnsucht vor sie hintreten? Das erinnert an

das bekannte Gleichnis: Lehre sie nicht zuerst, das Holz für die Schiffe zu behauen, sondern lehre sie zuerst die Sehnsucht, das Meer zu befahren!

b) "Von der Sache her" - das heißt: Sauberkeit des Denkens. Theologische Geduld und Verantwortung werden heute oft durch den Lärm von Schlagzeilen verdrängt. Wer gegen wen ist, kann eine Zeitlang die Aufmerksamkeit fesseln. Aber was ist der Inhalt des Glaubens?

Es ist nun dringend an der Zeit, einen unbefangenen Prozess in unseren Diözesen einzuleiten, um neu verstehbar zu machen, wo das Verbindliche des Glaubens ist; wer kann, darf, muss es fassen? Ich bitte alle - sonst reden wir vergeblich über die Pastoral von heute und morgen - ich bitte alle, nicht einem solchen Trend zur Auflösung des Lehramtes zu folgen, der schließlich in eine sich christlich gebende Unverbindlichkeit, etwa freikirchlicher Art, hineinführt.

c) Die Glaubensunterweisung ist eine lebenslange Christenlehre. Sie wird besonders in den großen Lebensknotenpunkten der Sakramente beheimatet sein. Der Erwachsenen Katechismus ist zunächst ein Buch. Aber entdecken wir und hören wir die oft leidvollen Anfragen unzähliger Menschen, wie denn das eigentlich sei mit dem Glauben. Dazu ist dieser "Große Katechismus" - nicht zum beliebigen Austeilen - eine hervorragende Hilfe.

d) Diese verantwortete Glaubensunterweisung heißt auch, aufmerksam hinhören und hinsehen, wo das Reden Gottes auf leise gestellt oder verstummt ist. Zum Beispiel: Denken wir an die österreichische Realität des Sakramentes der Buße. Denken wir auch an die Realität des Sakramentes der Ehe. Im Gegensatz zur Grundaussage von Epheser 5,32 ist sie auch für aktive Katholiken oft zu einer bloß weltlichen, humanitären Sache geworden. Alle Beratungen und Hilfen werden vordergründig bleiben, wenn wir uns nicht auf das erste Reden Gottes zum Sakrament und im Sakrament neu einstellen. Ein Plan der Katechese über mehrere Jahre sollte in jeder Pfarre gesucht werden - was wollen wir in dieser Pfarre?

e) Die Wahrheit wird frei machen (Joh 8,32) - aber es ist eine Wahrheit der Liebe. Nach Thomas von Aquin gibt es die veritas homicida, die mörderische Wahrheit, wenn sie nicht mit der Liebe gepaart ist. Flüchten wir nicht in einen Rigorismus, der sich sehr mutig gibt, uns aber letzten Endes nur die unangenehmen Fragen, die Mühsal der Mühseligen erspart, weil wir unter uns bleiben. Ich glaube an den Christus für die Intellektuellen wie für die "Hausmeister". Wir verkünden Wahrheit, nämlich den Mensch gewordenen Sohn Jesus Christus: Wahrheit, die nicht tötet, sondern sich selbst töten ließ, Jesus Christus, den Gekreuzigten (1 Kor 1,23).

Die Faszination der Hoffnung aus der Auferstehung, auf den Kommenden

Hoffnung ist nicht bloß eine Tugend, die man betätigt oder nicht betätigt, sondern sie ist das existentielle Ausstrecken nach Gott. Sie wohnt der Kirche inne, so, wie der Geist Gottes in ihr lebt. Ohne die Verkörperung dieses Vertrauens, dieses Ausstreckens, eben dieser Hoffnung, wird sie die größten Anstrengungen unternehmen können, es mögen ihr die größten Mittel, die zahlreichsten Priester zur Verfügung stehen - es würde eher in eine pastoral abgehetzte, bürokratisierte, verbeamtete Kirche führen. Das heißt mit anderen Worten: Ich bin Priester, es muss Priester geben und das ist eine Faszination in innerster Seele. Die Person des Priesters und eine Pastoral, die greift, die etwas vom biblischen Feuer an sich hat, können nicht getrennt werden (Lk 12,49). Ausstrecken über die Grenzen ist Pastoral der Wirklichkeit. Hoffnung ist Gesinnung, aber sie nimmt auch Gestalt an. Eine der unersetzlichen Gestaltungen von Hoffnung ist die Berufung zum Priester.

a) Unsere Lebensform ist in hohem Maße angemessen, sie ist ein unübersehbares und zugleich viele Aggressionen auslösendes Zeichen des Reiches (Vat. II, Dekret über die Priester 16). Sie ist die notwendige Provokation, ja unvermeidliche Beleidigung für eine Gesellschaft ohne Himmel. Sonst kommt die große Langeweile. Sehen wir doch, wie die Kirche abgleiten kann in Aktivierung und Verberuflichung. Sehen wir die "Verweltlichung" von Leben und Sterben und sehen wir die

Grausamkeit jener Lebensführung, die sich allein nach Gebräuchlichkeiten und Ideologien richten muss, weil sie keinen offenen Horizont kennt!

b) Die Lebensform des Priesters hat gute Gründe - wobei immer wieder betont werden muss, dass die drei Evangelischen Räte aufeinander verweisen (vgl. Greshake, Priestersein, S. 139). Sie "ein bisschen" abzuschaffen, etwa durch die Freistellung der Ehelosigkeit, würde uns nur oberflächlich beruhigen, denn

1. man heilt Symptome, aber rührt nicht an das eigentliche Problem, wie es um den Geist, die Hoffnung und das Maß in der Kirche unseres Landes bestellt ist;
2. es ist illusorisch, Wahlmöglichkeit für ehelos und nicht ehelos nebeneinander zu stellen, denn der Gesellschaftsdruck wird so stark sein, dass keine Wahl bleibt;
3. man würde eine allfällige Vermehrung der Priester mit einer Schwächung der inneren Dynamik der Kirche - und das ist der Glaube an die Auferstehung - erkaufen;
4. es wird ein deutliches Gegenzeichen gesetzt zum Denken unserer Kirche, dass das Amt Geschenk und Berufung ist und nicht beanspruchbar ist.

c) Die Faszination der Hoffnung aus der Auferstehung ist das Lebenselement der Feier, der Moral, der "Mystik" vieler unbekannter Christen, des beruflichen und ehrenamtlichen Dienstes der Laien. Damit gefeiert wird und nicht Liturgie vollzogen, damit es Heilige unter uns gibt und nicht bloß aktive Katholiken usf., braucht es die Wahrung dieser Hoffnung, nicht bloß als Gesinnung und akademisch behandelt, sondern als Lebensvollzug im und vor dem Volk Gottes. Mein Stand, mein Lebensentwurf - auch wenn mein persönliches Zeugnis nachhinkt - und das Leben der Laien, die innere Kraft des Gottesdienstes usw. sind kommunizierende Gefäße.

d) Es muss sich etwas ändern im Priesterbild - nämlich eine neue Bereitschaft, sich dafür einzusetzen. Berufung ist die besondere Sprache Christi für Menschen, die er liebt (Mk 10,21). Ein ständiger Zick-Zack-Kurs ist nicht auszuhalten. Mehr als alle Kommunikation überwinden solche Zeichen der Transzendenz ein soziologisches Denken von oben und unten in der Kirche. Eine Pfarre, die glaubhaft geistliche Berufe will, gibt sich selbst Dynamik neuen Lebens. Aber wie soll es denn weitergehen, wenn wir offensichtlich immer weniger werden?

Hirte inmitten und vor der Gemeinde

Ich bin Hirte inmitten meiner Leute, ich bin Hirte vor ihnen, ausgestattet mit dem Auftrag des Guten Hirten. Der Hirte kennt die Seinen (Joh 10,14). Das heißt auch, dass wir die neuen Situationen betrachten sollen, und dann fragen wir, ob ihnen herkömmliche Pastoralvorstellungen entsprechen. Ich nehme zwei Situationen heraus:

a) Die kleinen Pfarren

Die kleinen politischen Gemeinden haben einen deutlichen Wandel mitgemacht. Vielerorts sind die Kinder vom zehnten Lebensjahr an woanders in der Schule. Die Zahl der Pendler wächst. Diese Gemeinden haben nicht mehr alles für sich allein: Lehrer, Arzt, Gendarm - früher unerlässlich für sie - müssen nun mit anderen geteilt werden. Nur aus Ersparungsgründen? Nein, das innere Gefüge hat sich geändert. Zugleich aber haben sie bestimmte Selbststrukturen: Bürgermeister, Gemeinderat, Vereine, Treffpunkte, Feste, Unterhaltungen, besondere Tage.

Deshalb sollen wir fragen - nicht um aus der Not eine Tugend zu machen: Stimmt unser josephinisches Pfarrsystem überhaupt noch? Wieweit ist der Priester in einem solchen Ort in seiner Kraft gefordert? Wie wäre es, wenn alle unsere Pfarren, auch die kleinsten, mit einem Priester besetzt wären, womöglich noch mit einem Pastoralassistenten? Was tut er, wie lebt er, wird er als gering Angeforderter inmitten der Pendler und der überlasteten Frauen zu einem Fremdkörper? Kann es nicht zu einer Schmalführung kommen, dass er mit dieser Nichtauslastung ein wenig am Leben vorbeigeht, verkümmert? Es gibt die eigenartige Erscheinung, dass Priester mit einer guten

Arbeitsfähigkeit sich auf einmal von geringen Anforderungen subjektiv ausgelastet oder überlastet fühlen und dann in der Unregelmäßigkeit der Arbeit zu nichts Rechtem kommen. Immer weniger Priester sind – leider - in der Schule, zumal die Religionslehrer legitimerweise ihre Stunden bekommen müssen. Was ordnet also meinen Tag?

Was ist denkbar?

1. Mehrere Priester leben an einem Ort und versorgen miteinander eine ganze Gegend, wie es das Prinzip der Chorherren, der Missionsstationen, der alten Hauptpfarren war und ist.
2. Mehrere Priester leben in einer Region, allerdings wohnen sie in verschiedenen Pfarren, sorgen aber für diese ganze Region, natürlich auch für die Pfarren ohne Priester am Ort.

Beides verlangt ein grundsätzliches, in die Tiefe reichendes Umdenken, das zur Relativierung der Pfarrgrenzen führen muss, das verlangt, dass mich die Pfarre nicht völlig absorbiert. Das scheint mir von hoher und notwendiger Bedeutung für die nächsten Jahrzehnte. Das ist jedoch nur möglich mit der grundsätzlichen Einstellung der Evangelisierung, der Mission. Wenn man Pfarre und Gebiet bloß religiös betreut, so ist das nicht möglich.

Eine neue missionarische Einstellung verlangt wiederum die größere Einheit, eine besondere Unterstreichung des Dekanates, der Diözese, der Weltkirche. Denn nur so kann ich verstehen, dass mich die Kirche, dass mich Christus sendet. Die Isolierung in Gemeindekirche im engen Sinn läßt unweigerlich den missionarischen Elan erlahmen.

Das führt noch weiter: Wo ist eigentlich die tragende Heimat des Priesters? Es ist die ganze weite Kirche: Sie ist es, die meine Berufung, die ich erfahren habe und ihr anbiete, angenommen hat. Das Presbyterium mit dem Bischof ist die besondere Tür zu ihr. Sich so in den Dienst nehmen zu lassen, macht erst frei.

In diesen Gebieten nun wird man sehr darauf achten müssen, dass die geistlichen Zentren, die es weithin schon gibt, wachsen: Zentren für Wallfahrten, für Beichte, für Jugend usw. Die Selbststrukturen müssen in den Pfarren bleiben, auch wenn kein Priester am Ort ist: Messfeier, Pfarrgemeinderat, Pfarrhaus, Sorge für die Kirche usw. Gerade in den Pfarren ohne tägliche Werktagmesse soll nach Möglichkeit ein Gottesdienst sein - etwa das Rosenkranzgebet einiger Leute. Oft werden zu viele Messen gefeiert - nach dem wohl zu hinterfragenden Grundsatz: je mehr Messen umso besser.

Es gibt das große Geschenk der letzten zwanzig Jahre: das Erwachen der Laien! Wenn wir Priester bewusst und entschlossen Priester sein wollen, brauchen wir uns eigentlich vor dem Priestermangel nicht so sehr fürchten, dann wachsen mit uns unerschöpflich Dienst und Bereitschaft der Laien und Ordensleute - und neue Priester.

b) Die großen Pfarren

Auch hier sollen wir hinschauen, wie sich die Städte der letzten Zeit entwickelt haben: Es gibt ein immer stärkeres Stadtbewusstsein, nicht zuletzt durch starke Bürgermeister, es gibt viele Zentren, mit vielen hauptamtlichen Beschäftigten. Bei allen Misstönen, die es dabei gibt, sollten wir doch darüber hinaus nachdenken:

Es wäre richtiger, mehr von der Stadtkirche zu reden - nicht aus Mangel, sondern weil es einfach besser stimmt. Es soll nicht jede Pfarre für sich allein sein und allein alles tun. Selbstverständlich muss es die Eigenständigkeit geben und die deutliche Beheimatung in der betreffenden Pfarre, aber oft gibt es eine Anstoß erregende Rivalität und Abgrenzung.

Von selber haben sich bereits in den Städten Zentren entwickelt: für die Beichte, für besondere Gottesdienste, für Bildung, für die Jugend, wie etwa Jugendvesper, Jugendkreuzweg, bestimmte Treffpunkte.

In den Städten werden viele Mitarbeiter, Pastoralassistenten, Sekretäre für Administration usw. angesiedelt werden müssen.

Immer wieder wird geklagt über die mangelnde Zusammenarbeit, bei der wir Priester uns wahrlich oft ungeschickt und verantwortungslos gegenüber dem guten Willen und der Geistbegabung der

Laien verhalten haben. Aber ich glaube, das Problem liegt tiefer: Die Rolle des Pfarrers in der großen Pfarre mit oft sehr wenig Kirchenbesuchern ist es vor allem, dafür zu garantieren, dass an alle Bewohner der Pfarre gedacht wird.

Und das ist mehr als Rolle, das ist die Fortsetzung der traditio Christi für alle. Dann wird sich auch manches an Spannungen mit den Mitarbeitern lösen können, denn oft sind es nur Rivalitäten und Mangel an Subsidiarität.

Eine besondere Last sind die vielen Unterrichtsvorgänge für die Sakramente - Taufeltern, Brautleute usw. Hier sollten wir Neues versuchen, wie wir das besser mit den Laien verflechten können: Nicht auseinanderteilen, sondern sowohl Laien wie auch Priester könnten dabei diesen Menschen begegnen und dabei einander unersetzlich ergänzen.

Zum Schluss: Bewahre die Ruhe und tue zuerst das, was Berge versetzen kann (Mk 11,23). Und das ist: die Gnade im ganzen Volke Gottes. Daher:

Hinsetzen und nachdenken,
schweigen und umschauen,
suchen und heiligen,
vorbereiten und feiern,
gern haben und ausrüsten.

Auch unsere heutige Zeit ist keine Zeit des Unheils. Sie fordert freilich eine neue Pastoral, die etwas trägt.

Vor den vielen Plänen, Konzepten, Methoden, Strategien, aber zugleich mit ihnen, suchen wir den Herrn Jesus Christus: in der Katechese, in der Bezeugung der Auferstehung, im Hirtendienst. Dann wird es eine Pastoral sein, die trägt und die wir tragen können. Nämlich:

Ich habe mein Leben, das unauslöschlich von meiner Berufung gezeichnet ist, der Kirche anvertraut und sie hat es angenommen. In ihr, in der weiten, geduldigen, verwundeten Kirche, in deren Augen aber das Licht des ewigen Reiches leuchtet, bin ich zu Hause. Und in ihr arbeiten wir. Wir können es tun mit ruhigem Herzen.

Jakob Mayr

Impulse aus den Arbeitskreisen

Ein wesentliches Element der Studientagung in St. Georgen am Längsee waren die Gespräche in den Arbeitskreisen. Im folgenden wird eine kurze, thematisch gegliederte Zusammenfassung der Überlegungen und Impulse aus diesen Gruppengesprächen wiedergegeben.

1. Der Dienst des Priesters und sein spirituelles Leben

Als grundsätzliche Überlegung wurde unterstrichen, dass Voraussetzungen geschaffen werden müssen, die Dienst und spirituelles Leben des Priesters nicht miteinander in Widerstreit geraten lassen. Es soll dem Priester möglich sein, die persönliche Heiligung durch die gewissenhafte Ausübung der Seelsorge zu erreichen. Im Idealfall sollten Seelsorge und Spiritualität eine sich gegenseitig ergänzende und befruchtende Einheit bilden.

Der Priester soll in einem partnerschaftlichen Verhältnis zur Gemeinde, zu den Mitbrüdern und zum Bischof stehen. Innerhalb der hierarchischen Ordnung der Kirche kommt ihm eine wesentliche Eigenverantwortung zu. Notwendig ist eine Klärung der Theologie um Priester, Diakon und Lamentheologen und ihre jeweilige spezifische Berufung.

2. Der Dienst des Priesters in der Gemeinde

Als wesentliche Aufgabe des Priesters wurde der Dienst an der Einheit gesehen. Wenn der Priester ein brüderliches Verhältnis zur Gemeinde findet, werde es möglich, viele Aufgaben an Laien zu delegieren. Die Bemühungen der Seelsorge müssen insgesamt von der "versorgten" zur "mitsorgenden" Gemeinde gehen. Das Verhältnis des Priesters zu hauptamtlichen und ehrenamtlichen Mitarbeitern ist jeweils verschieden zu sehen. Der Priester soll nicht "ausgesondert" und "abgesondert" leben, sondern er soll "mit und mitten unter Menschen" leben.

Nach dem Wort des hl. Augustinus "Mit euch bin ich Christ, für euch Pfarrer - Bischof" soll für den Priester das gemeinsame Christsein mit und in der Gemeinde im Vordergrund stellen.

3. Der Priester in der Gemeinschaft des Presbyteriums

In den Arbeitskreisgesprächen wurde immer wieder die Forderung nach Modellen des Zusammenlebens von Priestern laut. Dabei soll die Diözese eine subsidiäre Hilfestellung leisten. Jene Priester, die für das Miteinander der Mitbrüder ein besonderes Charisma haben, sollen ernst genommen, angehört und von anderen Aufgaben entlastet werden. Als Belastung in der Gemeinschaft der Priester z. B. im Dekanat wird die Differenz von theologischen und spirituellen Richtungen erlebt.

Vorschläge gingen auch in die Richtung von Priestergemeinschaften bzw. -kreisen auf der Basis spezifischer Interessen; dies könnten z. B. regelmäßige Gesprächsrunden zum Erfahrungsaustausch und/oder zum Literatúraustausch sein; ebenso könnte das gemeinsame Gebet ein Anliegen solcher Priesterkreise sein.

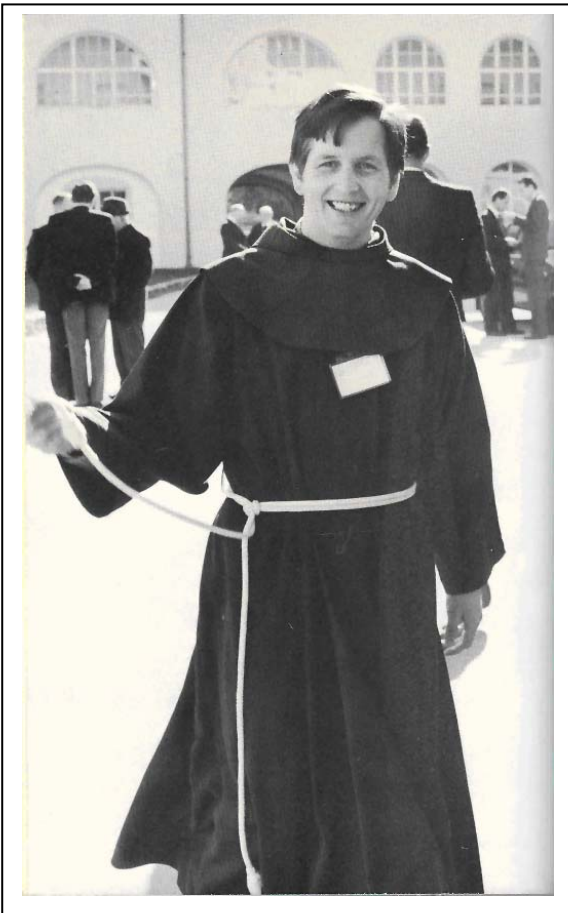
Beheimatung kann der Priester auch in kleinen Gemeinschaften seiner Pfarrgemeinde finden. Wichtig ist die *communio* von Pfarrer und Kaplan sowie die Gemeinschaft aller Mitarbeiter im Pfarrhof bzw. im Pfarrhaushalt.

4. Glaube und Gebet des Priesters

Als wichtig wurde gesehen, dass Priester das persönliche und gemeinsame geistliche Leben pflegen und sich darüber austauschen. Durch eine neue Motivation soll ein neuer Zugang zum Brevier eröffnet werden. Nicht zuletzt im Hinblick auf den Priesternachwuchs sollen Pastoralkonzepte dem Priester bessere Wege zum geistlichen Leben eröffnen, da die Motivation zum Priesterberuf eine geistliche ist. Der Priester ist auch auf die glaubende Gemeinde verwiesen. Dabei stellt die "Ungleichzeitigkeit" des Glaubens- und Kirchenverständnisses eine Belastung auch für den Glauben und die Spiritualität des Priesters dar. Wo der Priester im biblischen Sinne glaube, wird er selbst zum kirchenbildenden Zentrum der Gemeinde.



Höhepunkte der Studientagung waren die Gottesdienste. Im Bild die Eucharistiefeier mit dem Vorsitzenden der Österreichischen Bischofskonferenz, Erzbischof Dr. Karl Berg, Salzburg.



Perspektiven für Dienst und Leben der Priester sollte die Studientagung eröffnen. Als ein Vertreter der Ordensgemeinschaften stellte sich P. Josef Höller OFM dieser Aufgabe mit franziskanischer Zuversicht.

Josef Sudbrack

Vom Vorrang des geistlichen Lebens
Unser Priestersein

Niemand erwartet von einem Vortrag⁷ wie diesem, dass er nun alle Probleme löst, die seit Jahren und jetzt in den vergangenen Tagen aufgetaucht sind. Das wäre des Nobelpreises in Spiritualität würdig und den gibt es nicht. Aber ich möchte versuchen, einiges zu benennen, was mir wichtig erscheint, und meine Ansicht darüber zu erläutern.

Vorfragen

a) Sprachdifferenzen

Einige Konflikte, die in diesen Tagen aufbrachen, darf man als "Sprachdifferenzen" bezeichnen. Man kann nicht alles zu jeder Zeit in jeder Sprache sagen - dann wird es unverständlich. Wie passen das engagierte Bekenntnis von Bischof Weber und die ausformulierte Anfrage von P. Stenger zusammen? Auch heute morgen in der Kirche: Darf man, soll man bei einem Gottesdienst fotografieren? Oder ist das Profanisierung? Hier kommen Kultur-, Erfahrungs-, Sprachdifferenzen zum Ausdruck.

Das trifft unser Thema. Ich habe z. B. für ein neues Buch die Theologia Mystica des Ps. Dionysius übersetzt. Mein guter Einfall dabei war: Das ist keine theologische, das ist eine hymnische Sprache - und schon klingt der spröde Text, der vorher fast unverständlich war.

Auch hier soll etwas über geistliche Theologie, über Spiritualität, über Frömmigkeit, über Gebet, über Mystik gesagt werden. Doch eigentlich dürfte das nur "vollzogen" sein. Martin Buber meint: Man kann nicht über, man kann nur **mit** Gott sprechen. Wir aber versuchen über solche Dinge zu reden. Wenn man dabei sachlich spricht heißt es: Da fehlt die Ehrfurcht; wenn man zu fromm spricht, bekommt man zu hören: Jetzt entschwebt er. Wie findet man die Mitte der rechten Sprache?

b) Spektrum der Bereiche

Das Thema aber ist in sich schon kaum zu bewältigen. Priestertum, Frömmigkeit, Dogmatik, Exegese, Kirchenrecht, Religionswissenschaft, Psychologie, Soziologie, Politikwissenschaft, Medienkunde, Literatur und Kunst - eigentlich gehört alles dazu. Und man kann - um der Sache gerecht zu werden - den Horizont gar nicht weit genug abstecken. Wie kommt man damit zurecht?

c) Konkret-Werden

Ich lege Ihnen deshalb einfach meinen Ausgangspunkt vor, um nicht in der Problematik zu ertrinken. Ich bin Theologe, Priester, Ordensmann und bin es gerne. Augenblicklich arbeite ich viel mit Ordensschwwestern zusammen. Irgendwie komme ich mir vor wie ein Seelsorger für religiöse Elite. Ihr Publikum kenne ich nur vom Rande her.

Seit 1957 beschäftige ich mich mit Spiritualität, was immer das auch sein mag. Als ich mit meiner Theologie anfang, war ich begeistert von Spekulation. Bald aber kam eine neue Epoche: Mein Sinn für das Geschichtliche wuchs: Jesus Christus, Tradition usw. In diese Epoche fällt auch meine Begeisterung für politische Theologie: Die Welt muss neu werden, und wir sind dazu aufgerufen. Aber dann erlebte ich Überraschendes: Ich merkte in Exerzitenkursen und sonstwo, dass ich mit meiner großartigen Theologie nicht ankomme. Und deshalb versuchte ich "herabzusteigen" - Bilder, Musik, Geschichten, sogar Tanzen usw. Erst kam ich mir vor, als ob ich unter meinem Niveau liege. Doch dann wurde mir immer bewusster: Das ist kein Herabsteigen, das ist Verleiblichung, Konkretwerden es Glaubens. Ich habe mein Niveau nicht verlassen, sondern erst gewonnen. Mir scheint, das ist es auch, was unsere Spiritualität braucht.

⁷ Der frei formulierte - aber intensiv vorbereitete - Vortrag wurde nach der Vortragsmitschrift um etwa die Hälfte gekürzt. Dabei wurde versucht, den Rede-Stil beizubehalten. Beides, die freie Formulierung und die starke Kürzung, bedingen manche Unausgeglichenheit und Verkürzung der Ausführungen. Deshalb bittet der Redner und Verfasser um das Wohlwollen der Leser.

d) Kritisches

Es hat auch wenig Sinn, sich in Kritik zu verlieben. Jeder von uns hat manches an der Kirche zu kritisieren. Wichtiger ist es, das Positive zu sehen.

Und dies sollte man nicht in Allgemeinheiten formulieren – so in der Art: Wir müssen frömmere werden! Das ist so richtig, dass es unerheblich wird. Selbstverständlichkeiten sollte man nicht wiederholen: Wir alle sind doch überlastet. Man muss tiefer ansetzen.

Ich versuche daher meine Aussagen in einen Glaubensrahmen zu stellen und zugleich den Blick auf die übergreifenden Probleme der Welt zu werfen. Und dann kommt wie von selbst das Konkrete: Ich bin gemeint; ich für die Zukunft - wie geht es weiter?

e) Optimismus

Dazu gehört, wie mir scheint, auch ein Optimismus. Man spricht heute viel von Restauration in der Kirche. Ich weiß nicht, ob mit Recht. P. Przywara meint einmal: Die Kirche braucht Bremsen und Gasgeber, sonst läuft der Wagen nicht. Das aber heißt selbstverständlich, dass die Verantwortlichen vorsichtiger sind, während Leute wie ich einmal kräftig aufs Gaspedal treten können.

Wenn man das in Rechnung stellt, wird man kaum von Restauration im negativen Sinne sprechen dürfen. Nur eine Kleinigkeit zur ökumenischen Lage. Als Jesuit habe ich in diesem Jahr schon viermal Exerzitien bei evangelischen Christen gegeben. Bitte, als Jesuit, Angehöriger eines Ordens, der Bannerträger der Gegenreformation war!

Situation

Karl Rahner wurde bei einer Fernsehdiskussion einmal zur Kritik an der Kirche befragt. Ja, Kritik tut not; aber wenn ich die vergleichbaren "Vereine" betrachte, kommt unserer noch weitaus am besten weg.

Doch das hilft nichts. Wir sind in einer Krise. Aber Krise hat vom Wortsinn her auch eine positive Note. Es besagt: einen neuen Schritt tun, in eine neue Zeit. Es wäre interessant zu wissen, wie die Kirche in hundert Jahren aussieht: Wahrscheinlich viel frömmere, sicher aber in vielen anderen Dingen sehr verschieden zu heute.

Christentum hat in seiner Geschichte große Schritte getan: vom Judentum in den Hellenismus, vom Mittelmeer-Hellenismus ins Herz von Europa; vom symbolischen Denken der Patristik in den Realismus der neuen Zeit. Ob wir heute nicht auf dem Schritt zur Weltkirche sind? Wir sind noch keine Weltkirche; es gibt noch keine indische, japanische oder afrikanische Theologie.

Aber das alles steht vor uns. Und wir müssen die Zeichen der Zeit von heute und morgen lesen, um zu spüren: Worum geht es? Wir haben zwar Vertrauen auf Gottes Geist. Aber als gute Theologen wissen wir, das enthebt uns nicht der Eigenverantwortung. Sie kennen den Satz, den man Ignatius von Loyola zuschreibt (meine Freunde meinten, er sei von Luther): Du sollst so arbeiten, als hinge alles von Gott ab, und so vertrauen, als hinge alles von dir ab. Oder umgekehrt: So arbeiten, als hinge alles von dir ab, so vertrauen, als hinge alles von Gott ab. Die Dialektik zeigt uns: Wir sind gefragt.

Ich halte Schuldzuweisungen nach außen für gefährlich. Man beruhigt sich dabei, weil ja die böse Welt, die böse Zeit, die bösen Medien daran schuld sind. Der erste Blick muss auf uns selbst gehen. Was steht eigentlich vor uns für unseren Glauben?

a) Religionssoziologisch

Früher hatte das Christentum in seinem Bereich, man kann sagen in der zivilisierten Welt, ein Monopol für die Sinnfrage. Heute gibt es viele Gemeinschaften, die Sinn versprechen:

Kultur, Politik, Sport, Freizeit. Alle Gruppen möchten dem Dasein eine "Sinnplausibilität" geben, darauf antworten: Wofür leben wir? Religion ist so gesehen nur eine von vielen Sinnantworten. Wir

Christen stehen in einem Konkurrenzverhältnis zu anderen Gruppierungen, die auch Sinn verheißen, wobei wir glauben, dass dies nicht so tief reiche wie unser Angebot.

Wir können das Pluralismus nennen, Säkularisierung der Gesellschaft, das ist gleich. Aber das Faktum heißt: Wir sind nicht mehr Alleinvertreter für die Sinnfrage des Menschen.

Im Grunde hat das II. Vatikanum zu dieser Situation Ja gesagt.

Das Dokument über die Kirche in der Welt von heute reflektiert es. Die Kirche ist nicht mehr der "hochragende Fels" in der Brandung des Bösen, nicht mehr die "acies ordinata", die "societas perfecta" für das Anliegen Gottes. Wir stehen in Konkurrenz. Die Kirche hat ihre selbstverständliche äußere Plausibilität verloren.

Dafür braucht sie aber um so mehr die innere Plausibilität. Von innen her, vom Zeugnis, vom Leben her muss sie zeigen, dass unser Glaube den Sinn schenkt, den die Menschen heute suchen. Es genügt nicht mehr, dies zu sagen, wir müssen es auch zeigen und leben.

Falsch wäre also der Rückzug ins Ghetto, das Bauen von Mauern und dahinter klagen: Warum kommt ihr nicht zu uns? Richtig ist die Präsenz in der Gesellschaft, wie sie heute ist. Hier leben und die Leute schauen lassen: Das ist der Sinn des Lebens. Es gibt nur diesen einen Gott, der in Jesus Christus gesprochen hat. Wir können uns nicht mehr durch Gesetz, Ordnung und Vorschrift abstützen; wir müssen von innen her zum Leuchten bringen, wer Gott ist. Das ist der Dienst an unserer Gesellschaft und damit der Dienst am eigenen Glauben.

b) Wissenschaftstheoretisch

Die Frage wurde schon ein paarmal gestellt: Haben wir wirklich Glauben, oder sind wir nicht alle doch vom Skeptizismus, Relativismus angekränkt? Durchdringt unser Glaube wirklich das ganze Leben? Wir Priester repräsentieren Glauben in der Pfarrei, in der Kirche, bei Vorträgen. Aber wenn wir vor dem Fernseher sitzen? Durchdringt der Glaube wirklich das ganze Leben?

Das Aggiornamento des Konzils meint: dass wir die heutige Gesellschaft ganz durchdringen müssen mit unserem Glauben. In einer frühen Arbeit hat Kardinal Ratzinger brillant gezeigt, wie der Glaube an Jesus die Kraft besaß, sich in eine neue Gesellschaft und neue Mentalität einzubringen. Das könnte wie Relativismus klingen, ist aber das, was wir Dogmenentwicklung nennen.

Christentum will heute Wahrheit bringen - Wahrheit für unsere Zeit. Und in dieser Zeit droht alles relativ zu werden. Hier hilft kaum noch das Aufstellen von noch so richtigen Sätzen; davor verschließt man die Augen: Hier bringt nur das Zeugnis, die eigene Existenz weiter.

Wenn ich nicht mich selbst in meinen Glauben einbringe, dann ist mein Glaube nur ein System unter anderen - im Grunde sprechen wir jetzt schon vom Gebet.

c) Religionswissenschaftlich

Seit etwa zehn Jahren stellt die liberale Religionswissenschaft voll Erstaunen fest: Dass die Religion doch nicht tot ist. Weder im kommunistischen Gebiet noch bei uns, wo Profit und Ratio alles überdecken. Man spricht von einer "persistence of religion". Thomas Luckmann meint daher: "Das Wesen des Menschen ist Überschreitung der biologischen Struktur".

Wissenschaftstheoretiker müssen zugeben, dass die "vorwissenschaftliche" Religion durch keine Wissenschaft besiegt wird.

Das heißt für uns vieles. Z. B., dass wir in einer Solidarität mit den Welt-Religionen stehen. Buddhismus, Hinduismus, die Urreligionen bezeugen alle: Das Religiöse ist eine Konstanz im menschlichen Leben. Ob wir dies schon ernst nehmen?

Hier sind wir gefragt, dass dies nicht nur theoretische Einsicht von Wissenschaftlern, sondern gelebtes Dasein von uns wird.

In theologischer Sprache gesagt: Um Gottes Geist zu verstehen, müssen wir über das Christentum hinausschauen. Für die Praxis: Ob wir nicht doch auch lernen müssen von den anderen Religionen, in denen nach dem II. Vatikanum auch Wahrheit lebt?

d) Religionspsychologisch

In der religiösen Literatur, und nicht nur in ihr, wird immer mehr alles an Erfahrung, dem großen Stichwort von heute, gemessen. Nach Bischof K. Lehmann ist es einer der schwierigsten Begriffe. Aber die ganze moderne Welt beruht auf ihm. Die heutigen Naturwissenschaften fangen bei der Empirie an. Immanuel Kant hat auch die Philosophie auf "transzendente Erfahrung" gestellt. Und Religion will erfahren.

Hubertus Mynarek meint daher in seinem Buch über "Neue Religiosität": Heute heiße es nicht mehr: Jesus ja, Kirche nein; sondern: Das Göttliche ja, der fordernde personale Gott nein; denn der "personale Gott" steht jenseits der Erfahrung in der Transzendenz; das Göttliche aber ist die immanente Wirklichkeit, die wir erfahren können. Er beschreibt damit ein Bewusstsein, das immer weiter um sich greift.

Wichtig für uns ist: Ohne das Element der Erfahrung, das nach Mynarek im Monotheismus fehlt, aber in seiner "Neuen Religiosität" tragend ist, kommen wir nicht weiter.

Im Grunde ist das biblische Gut. Röm 8 wird vom Geist gesprochen, der in uns betet und ruft: Abba, Vater! Das meint Erfahrung. Allerdings eine Erfahrung, die nicht geschlossen ist, sondern sich öffnet auf Gott hin und in die Hoffnung hinein. So wie man es abstrakt formuliert hat: "Jetzt schon und noch nicht", oder "Erfahrung und mehr als Erfahrung".

Die Rückfrage an uns lautet: Nehmen wir das wirklich ernst, dass eine christliche Religion in dieser unserer erfahrungshungrigen Zeit durch und über die Erfahrung zu den Menschen sprechen muss, und zwar über die Erfahrung dieser Menschen zu ihnen hin? Wir haben augenblicklich eine wunderbare Theologie. Aber geht sie den Schritt, der in der ostkirchlichen Spiritualität heißt: "Vom Kopf ins Herz" hinein führen? Oder bleibt sie nicht im Kopf stecken?

Vom Verstand ins Herz! Das ist unsere Aufgabe. Wie bringen wir es fertig, dasjenige, was uns der Glaube vor Augen stellt, uns so zu eigen zu machen, dass wir "ausstrahlen", dass der Glaube Herzensgut, Erfahrungsgut wird?

Priestertum

Das bringt uns vor die Frage, wie wir unser eigenes Priestertum zu verstehen haben.

a) Die Botschaft weitergeben

Der Priester, wir alle, haben die Aufgabe, den Menschen eine Botschaft zu bringen; die Botschaft Jesu Christi, seinen Geist, sein Wollen, seine Intention, seine Worte. Die Botschaft ist mehr als wir. Sie umfasst das Wort des Evangeliums, die Sakramente der Kirche und die Gemeinde - damit auch die Kirche. Wir sollen in unsere Zeit hinein das, was Jesus im Wort, im Sakrament und in der Gemeinde uns geschenkt hat, weitergeben.

b) ... an Menschen von heute

Wir sollen diese Botschaft an die Menschen von heute weitergeben. Wir müssen das Lebensgefühl des heutigen Menschen erspüren. Theologie und das Zweite Vatikanische Konzil haben es bestätigt. Um 1950 hat der jetzige Kardinal de Lubac dazu Wichtiges geschrieben: Im Menschen, auch im säkularen Menschen, liegt die Sehnsucht nach dem Christlichen. Darauf müssen wir also hinhören: welche Sprache spricht der heutige Mensch? Wir brauchen dazu die Humanwissenschaften, Soziologie, Psychologie, Literatur - nicht ein jeder von uns muss alles wissen; aber ein jeder sollte offen dafür sein.

Der Priester hört in die Kirche hinein: Was sie zu sagen hat, und er hört in die Zeit hinein, wie muss er es sagen, damit die Menschen es verstehen können.

c) ... in ganzheitlichem Engagement

Dazu kommt ein Drittes. Wir bringen den Menschen keine Botschaft von "so-neben-bei", wie etwa Preise für irgendeinen Verkaufsartikel. Wir bringen eine Botschaft, die die ganze Existenz betrifft, bis in ihre letzte Mitte. Wenn wir also selbst nicht bis in die Mitte getroffen sind, können wir die Botschaft kaum bringen. Je ganzheitlicher wir dahinter stehen, desto richtiger wird unser Dasein und Tun.

Gliederung nach der Struktur des Sakraments

Es legt sich nahe, das Zu-Sagende nun auch nach der Struktur zu gliedern, die den Sakramenten, der Gegenwartsrealität der christlichen Botschaft zu eigen ist.

Im Sakrament unterscheiden wir drei Stufen: Sacramentum rei, das sichtbare Zeichen; Res et sacramentum, die innere Wirklichkeit; Res sacramenti, das was daraus folgen muss.

Ich werde also zuerst nach der inneren Wirklichkeit fragen:

Was ist die Realität, in der und auf der wir Christen stehen. Die zweite Frage lautet: Wohin zielt unsere Botschaft? Was soll ihre Frucht sein. Zuletzt geht es um das Zeichen, um die Sichtbarkeit unseres Priestertums.

Und diese Fragen werden stets hin auf die Situation unserer Zeit vernommen und zu beantworten versucht - nicht im Bestreben nach Vollständigkeit, sondern im Suchen nach der Mitte der Antwort.

Res et sacramentum - die Mitte

Was ist eigentlich die Mitte des Christentums unserer Zeit? Wenn wir bei der Antwort uns nicht in Allgemeinheiten verlieren wollen, müssen wir nach dem Dialogpartner, der uns am meisten angeht, fragen.

a) "Neue Religiosität"

Ich habe den Eindruck, dass die Kirche und die Theologie ihren wichtigsten Gesprächspartner für heute und auch für eine weite Zukunft noch nicht ausgemacht hat. Man spricht viel über Politik, Parteien, Wissenschaft, Ethik usw. Aber immer mehr taucht auf, was man ganz allgemein "Neue Religiosität" nennen kann.

Ein paar Schlaglichter sollen das Gemeinte und die Dringlichkeit der Auseinandersetzung beleuchten. Ein Oberstudienrat in München sagte mir, dass man vermutet, etwa 90 Prozent der höheren Schüler haben schon spiritistische Sitzungen mitgemacht, Tischrücken, Geisterbeschwörung usw. In einem Kernkreis einer sehr lebendigen Gemeinde war ich eingeladen und die Thematik war "Reinkarnation" - ist da nicht doch etwas Richtiges daran? Was im ersten Leben nicht gelingt, kann im zweiten, dritten usw. gelingen. In Österreich spielen die 'Geschäftsleute des Vollen Evangeliums' eine immer größere Rolle. Menschen beschäftigen sich existentiell mit solchen Themen, weil sie etwas Religiöses, einen Sinn hinter der Todesgrenze suchen und die Kirche mit ihrer Antwort ihnen nicht genügt. Man braucht nur einen modernen Buchladen besuchen, um die Aktualität solcher und anderer, ähnlich gelagerter Fragen zu spüren und zu sehen, dass die Menschen ihre Antworten nicht mehr im klassischen Christentum finden. Das Phänomen der "Neuen Religiosität" ist nicht nur eine Mode. Es signalisiert etwas Neues für unsere Zeit. Der Atomphysiker Capra möchte zeigen, dass die alte indische Mystik und die Atomphysik konvergieren: Die letzte Wirklichkeit sei eine Substanz, sondern eine Wellenbewegung. Der Psychologe Stanislav Grof zeigt, dass dasjenige, was wir für Gott halten, die vorbewusste Erinnerung an perinatale oder gar vorgeburtliche, ins frühere Leben zurückreichende Wirklichkeit sei.

Man hat festgestellt, dass Rattenexperimente Wirkungen zeigen bei Ratten auf einem anderen, tausend Meilen entfernten Kontinent - ist also nicht diese hinter den einzelnen Lebewesen liegende

geheime, vormaterielle Einheit die eigentliche Wirklichkeit? Sind nicht die okkulten Tatsachen - von Marienerscheinungen bis zu dem Aller-Absurdesten - Fenster in eine wirklichere Wirklichkeit als die, die wir für richtig halten?

Viele Menschen - und es sind nicht nur Randexistenzen - suchen das Religiöse in dieser Richtung. Es werden immer mehr. Und die Antwort finden sie nicht mehr im Christentum.

Ich bin mit solchen Fragen durch die Dekanate der Freiburger Diözese gereist und merkte, dass die wachen Pfarrer Ähnliches sehen. Man sucht "Neue Religiosität", die die alte dogmatisch festgelegte Kirche endlich ablöst: Religion als dieses Einheits-Fühlen, als das Aufgehen in der großen Wellenbewegung des Seins. Man muss nur an die Katastrophe vieler Menschen um Shree Rainsesh Bhagwan denken, um die Dringlichkeit zu spüren. Und wenn dieser Guru abtritt, kommt der Nächste.

Die Themen sind bunt: Anthroposophisches, Spiritistisches, Magie, Zauberei, Parapsychologie, Mystik, Psychologie usw.

Und man sagt: Die wirklich Großen aller Religionen trafen sich in diesem Einheitserleben jenseits der klassischen Religionen. Und das sei die wahre Religion.

Was heißt das für unser Christentum? Man sollte nicht sofort den mahnenden Finger erheben, sondern in so einen kleinen Buchladen gehen, dort mit Weihrauchgeruch in der Nase und Hintergrundmusik im Ohr die junge Mutter beobachten, die ihren Kinderwagen in die Ecke stellt und interessiert in den Büchern blättert, deren Inhalt - wenn ich ihn dann auch inspiziere - mir die Haare zu Berge stehen lässt.

Was fehlt dem Christentum, dass sie zu solchen Dingen greift?

Das Stichwort heißt - wir haben es schon erwähnt - uns fehlt die Erfahrung. Ich erinnere mich an ein Gespräch mit einem verehrenden deutschen Bischof; als er das Wort "Erfahrung" hörte, meinte er indigniert: Warum Erfahrung? Wir haben doch den Glauben!

An ein paar Phänomenen möchte ich jetzt schlichthin einige Erfahrungsdefizite aufgreifen. Die Fragen der "Neuen Religiosität" an uns werden damit zwar nicht beantwortet, aber der Ort aufgezeigt, von wo aus unsere christliche Erfahrung wachsen muss.

b) Erfahrung und Angst

Der große französische Historiker Delumeau (ein bekennender Christ) hat jetzt endlich auch eine deutsche Ausgabe seiner wichtigen Untersuchung: 'Angst im Abendland. Die Geschichte der kollektiven Angste im Europa des 14. bis 19. Jahrhunderts.' Ein erschütterndes Buch. Es schildert, wie unsere Gottesvorstellung von Angst geprägt ist: Gott als jemand, der uns mit dem Höllenschwert droht: Wehe, wenn du nicht alles richtig machst. Eugen Drewerman hat in seiner Doktor- und Habilitations-Schrift 'Strukturen des Bösen' ähnliches beschrieben: Die Erbsünde sei ein Syndrom von Sich-Abschützen, dadurch Schuldigwerden, dadurch Angst bekommen und deshalb die Mauer noch Höherziehen - und die Spirale wird immer enger (= ängstlicher), drohender, schuldbehafteter. Nur ein gültiges, unendliches Du, das mir Grundgeborgenheit schenkt, kann davon "erlösen". Vor kurzem hörte ich einen Vortrag von Prof. Kuschel über Schuld in der modernen Literatur - man hat den Eindruck, dass dasjenige, was wir "Erbsünde" nennen, von den modernen Literaten besser gesehen wird als von den Theologen.

Die christliche Antwort dazu besteht nicht in der Höllendrohung, sondern im Vertrauen auf den gütigen Gott, wie Jesus in Mt 6,25-34 zeigt: Sorget euch nicht.

Frage: Sind unsere Predigten nicht doch noch zu sehr vom Rächergott durchzogen, der in seinem großen Hauptbuch alles genau notiert: und wehe, wenn die Summe des Bösen zu groß wird? Die Botschaft des Evangeliums ist eine andere:

Gott ist unendlich gut; das kündet die Gestalt Jesu. Juliana von Norwich, eine Mystikerin des 14. Jahrhunderts, war von der Güte Gottes in Jesus so fasziniert, dass sie meinte, auch die Hölle fällt nicht aus der Güte Gottes heraus. Bei Urs von Balthasar und anderen kann man heute - in aller

Vorsicht - lesen, dass wir die Hoffnung (nicht das Wissen) haben müssen, dass Gottes Güte noch größer ist als seine Strafgerechtigkeit.

c) Erfahrung und Freiheit

Unsere heutige psychologische Literatur wimmelt von "Selbstfindung", Selbsterfüllung, Selbstwerdung usw. Man sollte wiederum nicht zu schnell abwerten. Freiwerden, Sich-Finden ist eminent biblisch. Man lese nur den Galaterbrief oder auch 1 Kor 7.

Wenn die Mystik erfährt, dass jeder Mensch nach einem ewigen Bild in Gott erschaffen ist, das ich finden und realisieren muss, dann meint sie ähnliches: Freiheit als Selbsterfüllung, als Selbstwerden ist tief christlich.

Auch das nächste: Freiheit als Selbstbestimmung, als sich entscheiden zu dem, was man will und soll. In Röm 8 steht es, dass der Mensch in sich Gottes Geist trägt und deshalb frei sich bejahen soll. Eines der wichtigsten aszetischen Bücher ist für mich Guardinis 'Annahme seiner Selbst'. Mit diesem "Annehmen seiner selbst" kann man umschreiben, was diese Grundbestimmung von Freiheit besagt: Sich-selbst-Bestimmen. Noch eine Stufe höher wird Freiheit zum Überschritt, zur Transzendenz. Da ich die Freiheit habe, etwas Neues zu tun, meine Grenzen zu überschreiten, in unbekannte Bereiche, in die Zukunft einzutreten - wieder ein wichtiger Erfahrungsbereich von Freiheit.

Auf der Höhe aber steht dann: Freiheit einem Du gegenüber.

Freiheit ist im letzten nur möglich, weil man einem Du begegnet - so wächst der junge Mensch in die Freiheit hinein - nicht durch Zügellosigkeit, sondern durch Begegnung: Weil seine Eltern - oder sonstwer - ihm den Raum öffnen in der Begegnung.

Und damit steht man mit dem modernen Anliegen von Freiheit vor der Mitte des Christentums: Ich bin freie Person, weil ich Gott gegenüberstehe, dessen unendliche Personalität mir den Raum der eigenen Freiheit schenkt.

Ob mit solchen Grunderfahrungen den Menschen von heute nicht Wege gewiesen sind? Aber es müssen Erfahrungen und nicht nur Lehren sein.

d) Erfahrung und Entscheidung

In meiner Tätigkeit leuchtet dies auf in Exerzitien. Ignatius von Loyola will dem Menschen während der vier Wochen "Erfahrungen" schenken. Man soll in jeder Betrachtung (contemplación) Trost suchen, das suchen, erspüren, erfahren, was die Geschichte uns geben will. Man soll mit Maria eben, mit den Engeln singen und Ochs und Esel an der Krippe stehen.

Und diese Erfahrung soll gipfeln in der Entscheidung. Nur-Erfahrung wäre vor-menschlich, wäre selbst-bezogen, wäre im Grunde dumm. Aber nur-Entscheidung wäre leer, wäre - mit einem modernen Slogan - nur-Kopf statt ganzheitlich. Aber geht unser Christentum nicht doch zu sehr in diese Richtung von Entscheidung, der das Fundament der Erfahrung fehlt?

e) Gebet

Unsere Überlegungen führen, Sie spüren es, wie von selbst zu Gebet und Meditation. Welche Begriffe man benutzt, ist zweitrangig. Aber wichtig ist, dass Gebet-Meditation Orte von Erfahrungen werden.

Auch die dunkle Erfahrung, Leid, Enttäuschung, Schmerz usw. gehört hierher. Für viele ist die Auseinandersetzung mit dem Schmerz der Ansatz zur Öffnung für Gott geworden. Aber wir müssen bei uns anfangen. Konkret: Wie gehe ich in meinem Gebet mit Erfahrung um? Eine schlichte Seitenfrage dazu: Gesetzt der Fall, ich habe heute Abend nur 20 Minuten Zeit, die ich dem ausdrücklichen Gebet widmen kann. Was wird dabei wichtiger sein: die Persolvation des Breviers oder das persönliche Gebet? Eine Alternative, die nicht immer stimmt - aber wenn es so ist, was ziehe ich vor? Mir scheint, man sollte in "Angst"-Freiheit wissen, dass das Gebet, worin die Erfahrung des Tages integriert wird, noch vor der Pflicht des Breviers steht. Ignatius von Loyola,

der meinte, dass ein Jesuit so mit Gott verbunden sei, dass er keine großen Gebetszeiten brauche, legt auf diese Zeit der Integration der Tageserfahrungen vor Gott - er nannte es Gewissenserforschung - allergrößten Wert.

f) Meditation an kann weiterfragen: Was hilft mir, dass mein Gebet - soweit es in meiner Hand liegt - zur Erfahrung wird? Wir sollten kleine "Kniffe" nicht verachten. Zur Vorbereitung dieses Vortrags gestern Abend hätte ich eigentlich persönliche Musik gebraucht. Zu Hause nehme ich die Gitarre zur Hand, die mir Ruhe und Sammlung schenkt, wenn ich hin- und her-gerissen werde. Andere brauchen eine Yoga- oder Zen-Übung, setzen sich hin, atmen, machen vielleicht sogar einen Kopfstand.

Wir sollten so etwas nicht belächeln, sondern uns schlichthin fragen: Was hilft dir, dass du möglichst offen ins Gebet hineingehst. Ich habe den Eindruck, dass unsere persönliche, humane Gebetskultur (man nennt es oft Meditation) sehr im argen liegt.

g) Ordnung

Zur Gebetskultur gehört aber ebenso dringlich eine Ordnung.

Früher hatten wir Jesuiten die Vorschrift einer Stunde Betrachtung. Heute lautet es etwa so: Suche dir deinen persönlichen Rhythmus, aber dann bespreche es mit einem klugen Menschen, damit du dich nicht selbst betrügst.

Für den Ort des Betens gilt ähnliches: In alten Bauernstuben gibt es eine Herrgottsecke - so etwas passt zu jedem von uns.

Man muss sich immer wieder einmal fragen: Wie betest du, wo betest du, wann betest du, wie lange betest du? Die konkrete Ordnung kann von Mensch zu Mensch verschieden sein.

Aber es muss eine Ordnung da sein.

h) Gottesbild

Theoretisch wissen wir alle: Gott ist gütig. Kreuz, Auferstehung Jesu zeigen es. Aber ist das für mein Gottesbild maßgebend? Hier spielen Veranlagung und Entwicklungen eine große Rolle. Aber ein jeder muss doch darum ringen, dass sein Gottesbild immer mehr der barmherzige Gott ist, in dessen Arme ich mich werfen kann.

i) Zeugnis

Als Priester haben wir die Aufgabe, Zeugnis von Gott zu geben. Das heißt: Ich muss meine persönliche Erfahrung weitergeben - denn ohne Erfahrung ist das Zeugnis leer. Wir kennen die Gefahren, dass manches Zeugnisgeben fast schamlos wird. Aber wir stehen doch wohl alle in der umgekehrten Gefahr: Dass unser Zeugnis objektiv richtig, aber ohne inneres Erleben vorgebracht wird. Bei einer Podiumsdiskussion über Meditation trat ein junger Mann auf und fragte frech: Ich möchte gerne wissen, wie die Herren Vortragenden denn meditieren. Das mag ungeschickt gewesen sein. Aber im Grunde doch richtig.

k) Reflexion

Als Theologen muss unsere Spiritualität auch reflektiert sein. Bei meinen Reisen schaue ich mir immer gerne die Bibliothek in Pfarrerrhäusern an. Oft staune ich über die Wachheit des Besitzers. Aber manchmal ist es auch bedrückend, dass man in der Bibliothek als letztes vernünftiges (?) theologisches Buch den Vorlesungskodex von anno dazumal findet.

Wir müssen uns auseinandersetzen mit der Welt und der heutigen theologischen Reflexion - nicht das viele, sondern das Viel zählt dabei.

l) Grundmethoden

"Vom Kopf ins Herz" heißt in der ostkirchlichen Spiritualität der Weg des Betens und Meditierens,

der Weg der Gotteserfahrung. Vielleicht kann man dazu zwei Grundspuren aufzeigen. Die eine ist die meditative: mit Einsamkeit, Stille, Ruhe, Sammlung. Die andere ist die charismatische, wo eher Spontaneität, Singen, Bewegung usw. betont werden. Beides ist wichtig und gut. Und jeder wird darinnen irgendwo auch seine eigene Spur finden.

Als dritte Komponente gehört die Gemeinschaft dazu - eine Spur der Gotteserfahrung, die jeden von uns angeht.

Die Frage wieder: Wohin gehört meine Spiritualität?

Mir geht es hier darum, die Wichtigkeit des Nachdenkens über solche "Spuren" aufzuzeigen. Nur dann kommen wir aus der sogenannten rein-objektiven Spiritualität zu einer gelebten, die wie von selbst Zeugnis gibt.

m) Geistliche Begleitung

Dazu noch ein letztes: Es gibt augenblicklich bei bewussten Christen eine Sehnsucht nach geistlicher Führung. Was heißt das eigentlich?

Zuerst sicher einmal: Zuhören. Wenn ich als ein religiöser Mensch, der sich um Gebet und Gotteserfahrung müht, zuhören kann, bin ich eigentlich schon ein "Geistlicher Begleiter".

Ich möchte sogar weitergehen. Wenn ich wirklich ein Priester bin, der ein persönliches geistliches Leben führt und offen ist für andere Menschen, dann wird er fast notwendig auch ein geistlicher Begleiter für irgend jemanden. Da kommt einfach jemand und bittet: Hilf mir in meinem christlichen Leben?

Darf ich so kühn sein und behaupten: Wem das noch nicht passiert ist, der muss sich fragen, ob es mit seiner persönlichen Spiritualität, seinem persönlichen Beten und Meditieren wirklich in Ordnung geht!?

Res sacramenti - die Frucht

Thomas von Aquin lehrt: Bei der Eucharistie sei das eigentlich Gemeinte weniger die Gegenwart Christi im Sakrament, als die Liebe unter den Menschen, die das Sakrament empfangen: An den Früchten werden wir erkannt.

a) Der Friede des Evangeliums

Wie kann man in der heutigen säkularen Sprache die Botschaft des Christentums am genauesten ausdrücken? Ich glaube durch das Wort vom Frieden, wie es in der Seligpreisung heißt: Selig die, die Frieden bringen. Von der Engelsbotschaft zu Weihnachten bis zum Gebet der Apokalypse: Der Epheserbrief kreist um Friede und Einheit. Es ist das große christliche Thema. Und es ist die Ursehnsucht der Menschen, die heute mehr als vielleicht je zuvor, aus allen ausbricht.

b) Friedensdiskussion

Sie wissen, der Papst wehrt sich gegen politische Priester. In Boston habe ich miterlebt, wie ein Jesuit aus dem Kongress in Washington deshalb ausscheiden musste - sehr zum Bedauern von allen Beteiligten. Vielleicht gibt es Ausnahmen von dem Verbot, aktiv in die Politik einzugreifen. Aber dann glaube ich: Grundsätzlich ist es richtig. Unsere Aufgabe ist es nicht, in den Parteien aktiv zu werden. Unsere Aufgabe ist es zuerst und immer von neuem: Frieden zu stiften.

Vor einem Jahr erlebte ich die Last dieses Auftrags bei einem Vortrag an der theologischen Fakultät in Neuendettelsau, dem Zentrum der evangelischen Kirche Bayerns. Vor mir hatten Vortragende ganz deutlich in eine Parteien-Richtung hinein gesprochen: Gegen die Stationierung der Pershing-Raketen in Deutschland. Ich habe vor dem Publikum einfachhin gestanden, dass ich die Argumentationen für-und-wider nicht durchschauen könne, und dass ich es als meine Aufgabe ansehe: Die Parteien in ein gegenseitiges Verständnis zu bringen. Dass man sich nicht vorwerfen dürfe: Wer die Stationierung ablehne, ist ein Kommunist; oder wer dafür sei, sei im Grunde auch gegen den Frieden. Wer im Bundesheer diene, sei ein verkappter Kriegsverbrecher, wer den

Wehrdienst verweigere sei ein Anarchist.

Ich wurde hart angegriffen aber spürte gerade daraus, wie sehr die Aufgabe eines Priesters vor allem sei: Frieden zu stiften.

c) Wirksamkeit aus der Transzendenz

Ein amerikanischer Soziologe, Samuel Noach Eisenstadt, hat in der Nachfolge von Max Weber durch eine umfassende empirische Untersuchung gezeigt, dass die Religionen, die transzendent ausgerichtet sind, politisch wirksam werden, während die Religionen, die sich in die Immanenz der Politik hineinbegeben, ihre Wirksamkeit und sich selbst verlieren. Also:

Je jenseitiger, desto wirksamer im Diesseits, und umgekehrt:

Je mehr eine Religion meint, sich in die Geschäfte dieser Welt hinein vertiefen zu müssen, desto mehr verflacht sie und verschwindet. Polemisch ausgedrückt: Je politischer eine Religion sein will, desto unpolitischer wird sie de facto. Je eindeutiger sie sich aber zum transzendenten Gott bekennt, desto wirksamer und politisch tatkräftiger steht sie da. Ob man dies nicht an der Befreiungstheologie in Südamerika ablesen kann: dass sie gerade deshalb so wirksam ist, weil sie sich im transzendenten Gott verankert weiß?

Als Gegensatz der Hinweis auf ein Taschenbuch von Werner Fischer über Mutter Teresa. Er klagt sie (oder die dahinter stehende Kirche) an, dass sie doch so völlig unpolitisch agiere; eine Frau in Indien müsse sich doch politisch einsetzen. Aber ist Mutter Teresa nicht vielleicht gerade dadurch so einflussreich - auch politisch! - weil sie sich um die Politik nicht im geringsten kümmert?

Ob wir in unserer Kirche nicht doch zu politisch agieren statt zu zeigen: Es gibt einen Gott über allen Dingen, es gibt ein Ende der Zeiten, eine Eschatologie, die im Gezänk der Parteien nicht sichtbar werden kann.

d) Frömmigkeit und Friede

Unsere zentrale Aufgabe heißt nicht, Partei zu ergreifen, sondern Frieden zu stiften, zu zeigen, dass der andere mit einer anderen politischen Meinung doch nicht so dumm ist, wie man es sich in den Parlamenten an den Kopf wirft. Wir sind nicht in einer bestimmten Auffassung verankert, sondern in Gott. Wir leben aus der Beziehung zu ihm, aus der Frömmigkeit.

Wer sich mit den guten Befreiungstheologen der dritten Welt beschäftigt, wird staunen, wie fromm sie sind. In Leonardo Boffs Marienbuch findet man eine Frömmigkeit, die wohl sogar vielen Wallfahrern nach Marizell zu weit geht. Aufgrund dieser Frömmigkeit, und nicht neben ihr oder gar gegen sie, werden diese Männer wirksam. Man muss nur einmal die Eschatologie von Hans Küng mit der gleichzeitig erschienenen von Leonardo Boff vergleichen, um den Unterschied zu sehen.

Frömmigkeit ist wirksamer als Agitation. Wir sollten uns das zu Herzen nehmen.

e) Friedenstiften

Wenn es uns gelingen würde, dass die Kirche (die Gemeinde, aber auch das Gebäude der Pfarrkirche usw.) ein Raum wird, wo die pluralistische Gesellschaft zusammenfindet, wo politische oder wirtschaftliche Gegner einander den Friedensgruß austauschen, das wäre wunderbar! Ein Ort der Begegnung.

Natürlich gibt es Grenzen, wo ein hartes Nein stehen muss.

Aber wir sollten nicht auf die Grenzen schauen, sondern auf die Mitte, und die heißt: Frieden stiften.

Das fängt bei jedem persönlich an. Gelingt es mir einen, der anderer Meinung ist, als Christen anzuerkennen? Gelingt es mir in der oft so hektischen Kontroverse über alles Mögliche - Papsttum, Kirche, Priestertum, Feminismus, Ökologie usw. auch den mit einer Gegenposition als Mensch anzuerkennen? "Was meinst du eigentlich, was hast du mit deinen Argumenten wirklich im Sinn?"

Erst wenn es uns persönlich gelingt, können wir und dürfen wir auch zwischen anderen Frieden stiften.

Das ist die Grundaufgabe eines jeden Priesters, die aus seinem Glauben an Gottes Frieden stammt; sie fängt damit an, dass man im persönlichen Leben den Gegner nicht verteufelt, sondern ihn zu verstehen sucht.

f) Offenheit

In meinem Studium erlebe ich immer wieder die Überraschung, dass man bei Autoren, die einem sehr ferne sind, Dinge findet, die bereichern. D. Sölle, die ich gerade zur Hand habe. Oder auch Karl Marx - er ist schwer zu lesen, aber man kann von ihm lernen. Im Studium und auch durch persönliche Begegnungen habe ich vom Buddhismus oder Hinduismus unendlich viel für meinen Glauben gelernt.

Diese Offenheit gehört zum Friedenstiften und gibt eine Weite, die christlich ist. Ich finde etwas davon auch im Gleichnis vom verlorenen Schaf oder in der Antwort Jesu auf den Rangordnungsstreit der Jünger: Der gute Hirt lässt die 99 Schafe laufen und geht dem einen verlorenen nach. Rechnerisch 99 Prozent Verlust; aber menschlich heißt das doch: dem nachgehen, wo man spürt, da wird es wichtig. Ob es nicht oftmals uns auch so gehen sollte, dass wir dem einen nachgehen, der aus der Reihe tanzt? Vielleicht - sicherlich? - bringt gerade er das Wichtige, und nicht die bisherige, schön hintereinander laufende Schafherde.

Wenn es in unserer Kirche doch einen Raum gäbe, wo sich Menschen verschiedenster sozialer, politischer, wirtschaftlicher Meinung treffen, austauschen, verstehen und bereichern könnten.

g) Eucharistische Friedensfeier

Das eucharistische Mahl will, soll dieser Ort sein. Gott wird in Jesus Christus unter den Teilnehmern gegenwärtig. Damit steht die Feier über dem Freiraum von Parteien und Interessen. Denn Gott kommt aus der Transzendenz zu uns.

Beim Katholikentag in München konnte man beglückt erleben, dass die pazifistischen Friedensvertreter mit den Soldaten den Friedensdienst in Waffen diskutierten. Es wurde auch gestritten. Aber das fand - wie ich es erlebte - in der Nähe des Raumes statt, wo Stille und Anbetung herrschten, wo beide gemeinsam auf das eine Kreuz, die eine große konsekrierte Hostie schauen konnten.

So etwas war für mich ein Bild dessen, was die Friedensfeier der Eucharistie sein müsste.

h) Gewissensforschung

Nehmen Sie mir es bitte nicht krumm, wenn ich zur Gewissensforschung aufrufe. Bin ich in der Lage, jemanden zu verstehen, der in zentralen theologischen Fragen anderer Ansicht ist als ich?

Bleibe ich mit jemandem in Freundschaft verbunden, obgleich er die falsche Partei wählt?

Das wird mir nur gelingen, wenn ich mein eigenes Ich zurückstellen und auf das größere schauen kann, was Gott mir ist; wenn ich weiß, dass wir uns im Raum der Verheißungen Gottes finden, obgleich wir im eigenen Horizont nicht zusammentreffen.

Wir sind in der Kirche immer noch zu sehr in weltlichen Perspektiven verhaftet, noch zu sehr politische Menschen, statt zuerst Christen zu sein - suchet zuerst das Reich Gottes, alles andere wird euch gegeben werden.

i) Freiräume des priesterlichen Daseins

Sie wissen, das alles ist einseitig gesagt. Wir müssen auch wählen, wir sollen uns engagieren. Aber müssten wir nicht unser Priestersein irgendwo davon freihalten? Wir wissen doch mehr von der Welt als nur ihr Weltsein, wir wissen von Gott und seinem menschengewordenen Sohn.

Konkret wiederum heißt dies: wir brauchen Räume, die uns von unserer Alltagsbeschäftigung befreien. Wenn alles nur mit Leistung, auch mit Predigt und Seelsorge, ausgefüllt ist, dann bleibt

nichts mehr frei für den Blick auf Gott; wir gehen auf in den Funktionen und werden kirchlich-politische Funktionäre. Ein Betriebspsychologe einer großen Firma vertrat auf einer Tagung die Meinung: Für die Spitze unseres Managements suchen wir uns Leute aus, die Freiräume haben inmitten des Managements. Wenn sie ganz darin aufgehen, werden sie einseitig. Wenn sie Freiräume, Luft zum Atmen haben, gehen sie ihren Aufgaben objektiver und weitschauender nach. Ins Christliche übertragen heißt dies doch: Gebet, Meditation, Feier der hl. Messe, Liturgie. Das alles soll uns den Freiraum geben, in dem wir erfahren: Gott ist eben doch - in all seiner Sorge für uns - ganz anders; viel größer als es unsere Leistungen anzielen können.

Sacramentum rei - das Zeichen

Thomas spricht vom Sacramentum rei, dem sichtbaren Zeichen des verborgenen Geheimnisses. Wie wird in unserem Leben (d. h. nicht nur in unseren amtlichen Tätigkeiten) "sichtbar", dass die Sache Gottes mehr ist als die Sache der Welt. Es geht dabei nicht zuletzt auch um die Frage des Zölibats.

a) Kirchenrechtlich, gesellschaftlich, ökumenisch

Die Frage hat eine kirchenrechtliche Seite, wobei wir beides wissen müssen: dass es weithin positives Recht ist, was uns als Lebensstil aufgetragen wird; dass aber dieses Recht tiefe Wurzeln in der Tradition hat.

Die Frage hat eine gesellschaftliche Seite. Wird z. B. heute der Zölibat als Zeichen von den anderen Menschen richtig verstanden? Ich bin mir hier sehr unsicher. Manchmal meine ich Ja, manchmal zweifle ich.

Die Frage hat eine welt-weite ökumenische Seite. Die Kirche kann in Europa nicht etwas tun, was in anderen christlichen Kulturkreisen zum Ärgernis würde.

b) Aszetisch-emotional

Hier nun interessiert die persönliche Seite. Wenn wir verheiratet wären - vielleicht in einer idealen Ehe, die es oft genug gibt - dann wäre das Zueinandersein zum anderen Ehepartner auch der Raum der persönlichen Erfahrung. Es ist dann ein Geschenk der ehelichen Partnerschaft, dass einer sich über den Partner zum vollen Menschen entwickelt.

Uns fehlt dieser Partner. Wir haben deshalb eine emotionale Lücke in unserem Leben. Deshalb scheint es mir geradezu notwendig zu sein, die Lücke nicht einfach klaffen zu lassen, sondern zu erfüllen. Gerade weil wir zölibatär leben, brauchen wir die Pflege des Gefühls, die guten Ehepaaren durch ihren Partner geschenkt wird. Das ist für uns keine Ersatzbefriedigung, sondern zuerst einmal eine Pädagogik der eigenen Person.

Wir brauchen in unserem Leben Räume für Emotion. Das kann die Meditation bringen, ein Hobby mag es sein, ein Freund kann es werden. Wir sollten so etwas bewusst pflegen. Man geht ins Theater, liebt Bilder oder macht Musik. Das ist keine Ablenkung, das macht uns zu ganzen Menschen.

c) Sinn des Zölibats

Doch auch das ist nur möglich, wenn der Zölibat tiefer greift; denn das Leben in der (guten) Ehe greift tiefer ins Personale ein als Theaterbesuch usw. Die Liebesfähigkeit der Sexualität liegt nicht am Rande, sondern in der Mitte unserer von Gott gewollten Personalität.

Ich habe in meinem Leben erfahren dürfen, dass mich gerade dieses Problem in die Mitte meines Berufes führte. Ich kam von der Kriegserfahrung 1945-1946 ins Noviziat. Der Novizenmeister kam mit uns Soldaten nicht gut zurecht. Und irgendwo war (wenigstens bei mir) die Stimmung: Diese zwei Jahre packe ich auch noch, nachdem ich den Krieg gepackt habe. Der Zölibat war dabei etwas, was man mit in Kauf nimmt wegen des wichtigeren Ziels: Jesuit zu werden.

In meiner Arbeit lernte ich dann die praktischen Vorteile des Zölibats kennen. Wenn ich eine Frau hätte, müsste ich mein Leben teilen, mein Zimmer aufräumen usw. So aber habe ich eben durch ihn eine viel größere Freiheit.

Doch dann kam der eigentliche Schritt: Alles das Gesagte trägt nicht. Ich lernte den Zölibat kennen als einen Auftrag für ein persönliches Verhältnis zu Gott - gewiss, Gott rückt nicht an die Stelle des Ehepartners. Aber dennoch meint der Zölibat für mich (und ich denke für uns alle): Du musst dein Du an Gott in Jesus Christus geben.

Anders würde er zerbrechen. Oder - was vielleicht noch schlimmer ist - den Zölibatären verhärten. Dann gibt es die Priester, die statt einer Ehefrau ein Hündchen haben - das darf mit der vorher beschriebenen Pflege des Emotionalen auf keinen Fall gemeint sein; denn das alles - Freundschaft, Theater, Musik, Meditation - darf nicht die innere personale Offenheit besetzen, die in der Ehe dem anderen Partner gehört. Dort kann nur etwas stehen, was Du im intimen Sinn heißt. Hierher gehört bei uns in irgendeiner Weise Gott!

d) Lehre der Tradition

Im Studium lernte ich, dass dies genau die Tradition der priesterlichen Ehelosigkeit meint: Liebe zu Gott - Ordensschwwestern wurden früher "Bräute Christi" genannt. Ich habe bei meiner Primiz auch noch ein Brautkränzchen getragen. Etwas kitschig, aber in der Intention nicht falsch.

Zölibat heißt als Aufgabe: Du musst ein persönliches Verhältnis zu Jesus suchen. Wenn diese Aufgabe nicht gesehen wird, ist der Zölibat irgendwie sogar unchristlich; denn Gott hat den Menschen als Mann und Frau geschaffen.

e) "Im Knechtsdienst Christi"

Jetzt möchte ich mich auf ein wichtiges, leider nicht ganz leicht zu rezipierendes Buch des Neutestamentlers Heinz Schürmann berufen: "Im Knechtsdienst Christi. Priesterliche Lebensform". So klar wie bei ihm habe ich die These noch nie gelesen: Jeder, der in den Dienst Christi - der Kirche - tritt, muss dies durch ein asketisches Leben auch nach außen vertreten. Das heißt: irgendwo muss bei ihm auch Verzicht stehen. Wer behauptet, das NT sei gegen Zölibat oder Nicht-Zölibat indifferent, lügt sich etwas in die Tasche. Nicht als Gesetz steht es dort, aber ganz deutlich: "Herr, wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt!" so klingt es in der Reihe der Jünger Jesu. Oder gar "Wer nicht Vater, Mutter ... und sich selbst hasst(!), kann nicht mein Jünger sein." Der Urtext hat "hassen" - und da helfen alle exegetischen Kniffe nichts. Schürmann zeigt: dies liegt in der eschatologischen Struktur der Kirche, die offen ist auf ein noch zur Vollendung kommendes Reich Gottes. Und diese Offenheit gegenüber den Weltbezügen muss sich auch in den Vertretern der Kirche zeigen. Wir wissen nicht, wie der Geist Gottes die Kirche führen wird auch - was das Zölibatsgesetz betrifft. Wir dürfen (und sollen) auch unsere persönliche (fundierte!) Meinung in das stete Suchen der Kirche einbringen. Aber ganz gleich wie es kommt:

Der Dienst an der Kirche impliziert stets eine asketische Forderung, an der die Offenheit zur noch kommenden Vollendung des Reiches Gottes sichtbar wird.

Ich möchte Ihnen einfach vorlesen, was Schürmann schreibt:

"Als Christ situativ 'aufgebrochen' scheint nur der, den die Gottverlassenheit der Welt unruhig macht, eine Unruhe gibt, die ihn entweder pro-existent aktiv werden lässt, oder in 'Existenz-Stellvertretung' passiv mitleiden heißt. In der gottverlassenen Welt, im Dunkel treu aushalten bei dem weltweit verlassenen Gott, welche doppelte Verlassenheit der 'verlassene Jesus' bis in die Tiefe durchlitten hat, das dürfte die Aufgabe und Gnade unseres 'Heute' sein. Am Ende mag nun gleichsam als Quintessenz die innere Führung in und unter unseren suchenden Ausführungen noch einmal herausgestellt werden: Wir sahen

(1) zunächst, dass die Heillosigkeit der heutigen Welt nach einem Dienst mit einem Einsatz aus existentieller Tiefe ruft, dass sie uns einen 'pro-existenten' Einsatz in der Vertikalen (auf Gott hin) und Horizontalen (auf den Nächsten hin) abverlangt. Dieser sollte

- (2) in einem 'alternativen Lebensstil' auch zeichenhaft sichtbar werden.
- (3) Verlangt ist aber eine Zeichenhaftigkeit, die die Welt transzendiert und somit 'eschatologisch' -alternativer Lebensstil wäre.
- (4) Jener geforderte pro-existente Dienst und dieser 'eschatologisch-alternative Stil' werden auch außerhalb des ,kanonischen Räte-Standes' zeichenhaft ansichtig im ,geistlichen Räte-Zustand' in einem Leben nach den evangelischen Räten, welche
- (5) bildhaft gesammelt und vertiefend ausgelotet in der Doulos-Existenz vorgestellt werden können.
- (6) In der Doulos-Existenz kann die Pro-Existenz des von Christus eingefangenen Sklaven sich bis zur (sühnenden) 'Existenz-Stellvertretung' aufgipfeln.
- (7) Es gibt eine 'verschwiegene' aber bereits weithin gelebte 'Spiritualität', welche in einer Welt des Säkularismus im Blick auf den 'Verlassenen Jesus' dessen gekreuzigte Verlassenheit - von den Menschen und vom Vater - mit ihm durchträgt. Das Kreuz des Verlassenen ist als Gerichtszeichen Gottes über die Welt des Heilszeichen Gottes für die Welt."

Soweit der Schlussabschnitt bei Schürmann. Vielleicht ein etwas schweres (sprachlich und in der Aussage!) Zitat, aber es lohnt, darüber zu meditieren.

f) Den Verzicht leben

Mich hat es aufgerüttelt und angefragt: Ob ich nicht mich auf dem Zölibat ausruhe? Das kann man auch - so etwa: ich bin zölibatär, habe keine Ehefrau, und das Leben geht weiter. Schürmann kommt vom Evangelium her und meint: Du musst den Verzicht auch spüren.

Wenn dies klar wäre, dass zum kirchlichen Dienst etwas davon gehört, wäre die Diskussion um den Zölibat entschärft. Man hätte zwischen Pro und Contra eine Basis des Miteinandersprechens. Christentum meint Überstieg; meint, dass Gott mehr ist als Welt; meint, dass unsere Glückserfüllung über dem liegt, was wir in unserer Zeit haben können. Und wer dies institutionell vertritt, muss es auch zeigen.

Dabei gibt es Abstufungen, neue Lebensformen usw. Aber irgendetwas Unterscheidendes an Verzicht sollte nicht nur in der Lehre, sondern auch im Leben eines jeden stehen, der der Kirche dient. Und sind wir doch ehrlich: Wo ein Priester steht, der in seinem Amt ausstrahlt, hat er auch den Verzicht, lebt er auch etwas von dem alternativen Lebensstil, den Schürmann hervorhebt. Meine Frage: Die Diskussion um den Zölibat hat längst noch nicht tief genug angesetzt. Sie muss dort ihre Basis haben, wo das Evangelium selbst das nahe legt, was Schürmann "alternativen Lebensstil" genannt hat.

g) Verzicht und personale Begegnung

Vieles wäre weiter zu bedenken. Man hat früher die personale Bedeutung von Sexualität und Intimität verkannt. Wenn ich auf Geld oder Reisen verzichte, bleibt dies äußerlich. Wenn ich auf den Lebenspartner verzichte, trifft das meine innerste Mitte. In den ethischen Schriften von Papst Johannes Paul II. stehen Sätze, die erschrecken: Jeder Christ, der heute Christ sein will, müsse irgendwo heroisch leben. Eine konsequent christliche Ehe verlange heute Heroismus. Und wir Priester? Wie es auch darum sei - genau an dieser Stelle springt ein der Auftrag an: Leben in der kirchlichen Ehelosigkeit hat als inneren Auftrag die Suche nach einem persönlichen Verhältnis zu Jesus Christus, der seine Kirche zur Zukunft führen will, zum Reich Gottes, das erst kommen wird.

h) Freiheit des Vertrauens

Als letztes gilt: Wir sollten auch diese Diskussion um den Zölibat ins Vertrauen auf Gottes Geist hineinstellen. Wir wissen nicht, wie es weitergeht. Aber wir wissen, dass Gottes Geist die Kirche lenkt. Daher wage ich es auch, meine eigene Meinung einzubringen - selbst wenn sie mit der

offiziellen oder mit der modischen nicht übereinstimmt. Ich lebe ja in dem Vertrauensraum der Kirche, die mehr ist als ich und meine Meinung, die vom Geist Gottes geleitet wird.

i) Ausblicke

Bleiben wir dabei. Ein jeder von uns hat als Auftrag auch die Pflege seiner eigenen Emotionalität. Gerade weil uns Ehelosigkeit so tief im personalen Dasein trifft, dürfen und sollen wir diese Pflege nicht vernachlässigen.

Priestergemeinschaften können etwas sein, was weiter führt.

Aber das darf uns nicht vom Auftrag des persönlichen alternativen Lebens entheben. Gerhard Lohfink nennt es "Kontrastgesellschaft" und meint, die Kirche müsse einen Kontrast zur Welt bilden, wenn sie Kirche Christi sein will.

Von hierher muss der Zölibat verstanden werden. Verzichten, nicht um zu verzichten, sondern weil ich von Jesus weiß und ihm dienen will. Und ich kann dies auch, weil ich im Vertrauen auf Gottes Geist lebe.

Zusammenfassung

Zum Schluss nur noch eine knappe Besinnung. Sie spürten, man kann gar nicht vom Priestertum sprechen, ohne irgendwie die klassischen drei Gelübde zu berühren. Friedenstiften beruht auf einem Ja zur Gemeinschaft, das in Gott gründet und nicht in der Horizontalen aufgeht - und der Ordensgehorsam ist in seiner Tiefe das gleiche: Ein ganzheitliches, dienendes Ja zur Gemeinschaft des Ordens. Armut könnte man heute gut verdeutlichen mit "alternativem Lebensstil". Aber die Tiefe wird erst erreicht, wenn das Du zu Gott, wie es die Ehelosigkeit im Orden verlangt, vor Augen steht.

Ob darin nicht ein Fundament für die Antwort gelegt ist, die wir in unserer heutigen Gesellschaft dieser Gesellschaft und ihren Fragen zu geben haben?

Das Du zu Gott, das die Mitte dieses Fundamentes ausmacht, ist ein anderes Wort für das Gebet und geistliches Leben. Der "Vorrang des geistlichen Lebens" aber ist dasjenige, was unserem Dienst seinen Sinn gibt. Wer gläubig vor Gott lebt, kann nur danken dafür, dass er in einen solchen Dienst berufen ist.

CANISIUSWERK - Zentrum für geistliche Berufe

Das Canisiuswerk wurde 1918 vom Volksschuldirektor Karl Moser als Verein zur Förderung der geistlichen Berufe (Welt- und Ordenspriester, Diakone, Ordensbrüder, Ordensfrauen) gegründet. Unter Pius XII. wurde es dem Päpstlichen Werk für Priesterberufe angeschlossen und 1970 als Kirchliches Institut errichtet.

Das Canisiuswerk hat die Aufgabe, bedürftige Priesterstudenten und die Seminare zu unterstützen sowie das von ihm erbaute Spätberufenenseminar in Horn, NÖ, zu erhalten. Weiters ist das Canisiuswerk tätig in der Öffentlichkeitsarbeit, d. h. in der Information, Meinungsbildung und Weckung des Willens zur Förderung geistlicher Berufe. Dies geschieht durch die illustrierte Zeitschrift "miteinander", die jährlich in acht Nummern erscheint, durch Filme, Behelfe, Veranstaltungen u. ä.

Das Canisiuswerk wird von Mitgliedern getragen, die um geistliche Berufe und für die Berufenen beten, durch Meinungsbildung in ihrer Umgebung für die Ziele des Canisiuswerkes eintreten und durch ihren Beitrag und durch Spenden die Tätigkeit des Institutes ermöglichen.

PRÄSIDENT:

Bischof Dr. Johann Weber, Bischofplatz 4, 8010 Graz

STELLV. PRÄSIDENT:

Msgr. Franz Grabenwöger, Stephansplatz 6, 1010 Wien

DIÖZESANDIREKTOREN:

Wien: Univ.-Ass. Mag. Rudolf Prokschi, Boltzmanngasse 9, 1090 Wien

St. Pölten: Prälat Franz Walper, Klostersgasse 15-17, 3100 St. Pölten

Linz: Msgr. Josef Humer, Petrinumstraße 12, 4020 Linz-Urfahr

Eisenstadt: Prälat Josef Rittsteuer, St.-Rochus-Straße 21, 7000 Eisenstadt

Salzburg: Regens Martin Walchhofer, Gaisbergstraße 7, 5020 Salzburg

Graz-Seckau: Prälat Regens Gottfried Lafer, Bürgergasse 2, 8020 Graz

Gurk-Klagenfurt: Dr. Andreas Kajznik, Marianum Tanzenberg, 9063 Maria Saal

Innsbruck: Msgr. Hermann Nagele, Riedgasse 9, 6020 Innsbruck

Feldkirch: Rektor Karl Bleiberschnig, Babenwohlweg 5, 6900 Bregenz